

Nr. 3 | Verlagsort: Göttingen | Juni 1950 | Einzelpreis 0,35 DM | Jahrgang 1

Dr. Walter Schlusnus:

Goldland des Nordens

Der ostpreußische Bernstein in der Sage und Erinnerung

Ein heller, durchleuchtender Goldglanz spiegelt sich in unserm Auge wieder, ein Schimmer gelber Sonne und meerklarer, durchsichtiger Helle: B e r n s t e i n ! Wie auf zauberhafte Weise it der ermüdende Schritt durch die öden Straßen unserer zertrümmerten Großstädte gehemmt, und deren zerrissenes Gesicht unserm Bewußtsein plötzilch entschwunden. Überrascht von der Eigenart und Schönheit dieses blinkenden Edelsteins vor unsern Augen halten wir vor den Auslagen des Münchener Bernsteingeschäftes von Walter Witzki am Marienplatz, und wir wissen, daß auch in Bergedorf — am Rande der Trümmergebirge Hamburgs — von der Bernstein-Manufaktur wieder Bernstein zu Schmuck verarbeitet wird. Auf der letzten Münchener Handwerksmesse hatte die Werkstätte vom Marienplatz neben eigenen Kostbarkeiten der Bernsteinkunst auch 15 000 Jahre alten Bernsteinschmuck und unter anderen Schnitzereien auch eine Danziger Koge gezeigt, — ein einmaliges Dokument handwerklicher Kunst.

Vielleicht besitzen wir selbst ein Schmuckstück aus Bernstein, eine Kette, ein Armband, einen Anhänger — vielleicht auch nur solch einen einfachen, gelben Stein, in natürlicher Form blank geschliffen — als Andenken an eine vergangene, frohe Urlaubszeit am ostpreußischen Samlandstrand. Denn das Samland — wenn auch zur Zeit in russischer Hand — ist die Heimat des Bernsteins. Es ist seit altersher berühmt als das G o l d l a n d d e s N o r d e n s. Noch wie in Urzeiten reißt das Meer den Bernstein dort bei stürmischer See aus dem aufgewühlten Meeresgrund und wirft die schwimmenden rohen Stücke auf den Strand — ein uralter Vorgang, den der Mensch jahrtausendelang beobachtete. Die Kostbarkeit solcher Fundstücke sprach dem Bernstein eine sagenhafte Herkunft zu und erhob ihn in frühester Zeit zum Mittel und Gegenstand kultischer Bedeutung.

Sagen der Heimat wie der Fremde schufen einen Kranz von Mythen um diesen Edelstein, der auch in der ostpreußischen Heimatdichtung zu einem Symbol wurde: heilig vertraut — uralt. So sind aus dem lebendigen Gefühl unmittelbaren Zusammenhanges mit der Vorzeit nicht nur für die Dichterin A g n e s M i e g e l die „hohen Bernsteinkronen" der alten Preußengötter Sinnbild der hellen Blitze schwerer Ostseegewitter im Aufruhr der Natur und Elemente. In Miegels Ballade „Herzog Samo" verknüpfte das Bild des Kelches, „der aus klarem Bernstein war geschliffen, der im roten Licht des Feuers flammte", die Erinnerung an die vorzeitliche Bedeutung des Bernsteins mit unserer lebendigen Heimatgeschichte — mit unserm eigenen Leben, wenn es in dem gleichen Gedicht heißt: „Dunkelbraune Bernsteinperlen küßten liebevoll der Mädchen rosige Kehlen . . ."

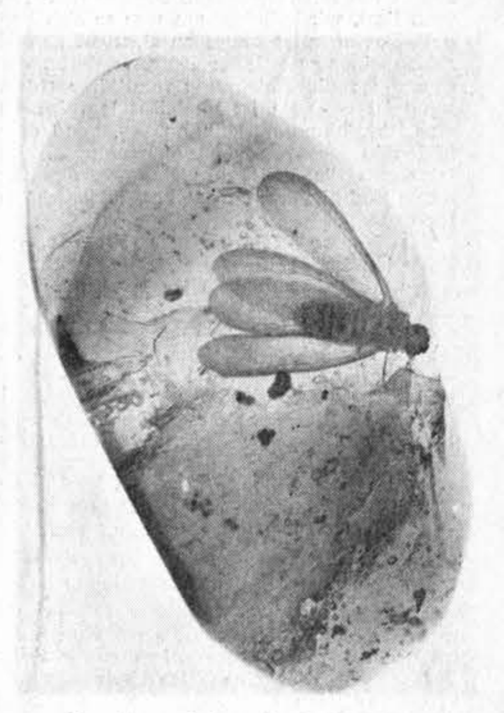
H e i l i g - v e r t r a u t - u r a l t. Ein überliefertes Dankschreiben des berühmten Ostgotenkönigs Theoderich berichtet, daß noch ungefähr um 500 die Preußen an ihn eine Gesandtschaft mit kostbaren Bernsteingeschenken geschickt hatten. Die Phaeton-Sage der Griechen erzählt, daß der Bernstein aus den Tränen der Töchter des Sonnengottes Helios entstanden sei. Ovids Metamorphosen, die noch manchem aus der Schullektüre antiker Dichtungen bekannt sind, berichten:

„Phaeton, dem Sohne des Sonnengottes, war für einen Tag von seinem Vater die Führung des Sonnenwagens anvertraut worden. Doch er vermochte die wilden Sonnenrosse nicht zu zügeln und kam der Erde zu nahe. Diese begann zu brennen, und die Tiere der Erde wandten sich hilfeflehend an Zeus, der Phaeton für sein Verschulden durch einen Blitzstrahl in den Eridanos schleuderte. Seine Mutter und seine Schwestern, die nach langem Suchen endlich das Grab des Unglücklichen fanden, wurden zur Strafe für ihre Trauer in B ä u m e verwandelt, und ihre Tränen tropften in den Fluß, der sie auffing und als Bernstein fortführte."

Die wunderbare Wendung der Sage, welche die unaufhörlichen Tränen — aus schwesterlichem und mütterlichem Mitgefühl vergossen — zu Bernstein werden läßt, zu einem kostbaren Edelschmuck, findet ihr sinnreiches Gegenstück in dem zeitgenössischen A n d e r s e n s c h e n M ä r c h e n, in dem Tränen zu Perlen werden:

„Es war einmal ein reiches Haus, ein glückliches Haus. Alles darinnen, Herrschaft und Dienstboten und auch die Freunde waren froh, denn heute war ein Erbe geboren, ein Sohn, und Mutter und Kind befanden sich wohl . . . Die guten Feen des Lebens hatten alle dem Neugeborenen ihre Gaben gebracht. Hier funkelten Gesundheit, Reichtum, Glück, Liebe, kurz alles, was sich Menschen auf Erden wünschen können . . . Nur eine Fee blieb mit ihrer Gabe, der letzten Perle, dem Hause fern, und die guten Schutzgeister des Kindes fanden auf der Suche nach ihr an der Bahre eines jung verstorbenen Weibes eine fremde Frau in langen, hängenden Gewändern. Es war der Kummer. Eine Träne rollte in ihren Schoß hinab, sie ward zur Perle. Sie funkelte in allen Regenbogenfarben, und der Schutzgeist nahm sie, und die Perle strahlte wie ein Stern mit siebenfarbigem Glanz . . . Die Perle des Kummers, die letzte, die nicht fehlen darf."

Sonne und Bernstein — Perlen und Tränen! — Erinnert das goldene Leuchten des Bernsteins nicht tatsächlich an eingefangene Sonnenstrahlen, könnten es nicht wirklich Tränenperlen sein? — T r ä n e n d e r V o r z e i t a u s B e r n s t e i n, wie sie von der ostpreußischen Dichterin J o h a n n a A m b r o s i u s besungen sind: „Doch glänzt der Vorzeit Träne klar an deiner Küste Saum"! Ist die überzeiliche Symbolkraft des Bernsteins nicht heute leidvoller denn je gültig geworden, wenn man sich der Feriensonne am Samlandstrand erinnert und wenn man der bitteren Tränen all der Menschen gedenkt, die unter Leid und Qual die Bernsteinheimat verloren haben? Die neue Bernsteinsage ist noch nicht geschrieben, zu schwer lastet das Schicksal auf den Kindern des Samlandstrandes, und es fehlt noch gänzlich der versöhnende Schluß.



Termite auf dem Hochzeitsflug

Aufn.: Bernstein-Manufaktur-Hamburg



Landweg im Samland bei Wargen — Aufn.: Moslehner, Heuchelheim, Kr. Limburg

Die alten Sagen und bis in die Vor- und Frühgeschichte reichenden Überlieferungen wissen manches von der zum Mythos gewordenen Geschichte des Bernsteins zu berichten — Erhebendes und Trauriges. Als der Ritterorden am Samlandstrand das Bernsteinrecht einführte, das den Fischern das altgewohnte Recht auf eigene Nutzung des Bernsteins nahm, büßte mancher von ihnen am Galgen sein Leben ein, wenn es entdeckt wurde, daß er die kostbaren Steine, die „das wilde Wasser" auswarf, selbst behielt und nicht dem eingesetzten Bernsteinvogt ablieferte. Aber die Fischer konnten sich an diese Neuerung zu keiner Zeit gewöhnen, ebensowenig wie die Besucher der Samlandküste, und das konservative Volksbewußtsein hat viele Erinnerungen an die verhaßten Bernsteinvögte bewahrt. Ein besonders brutaler unter ihnen, der Vogt Anselmus von Samland, soll nach der Sage für ewige Zeiten zur Strafe für seine Grausamkeit in gefürchteten Sturmnächten klagend am Strande umherirren, ohne im Grabe Ruhe zu finden. Die „Galgenberge" des Samlandstrandes jedoch — hart abgebrochen an der Küste, mit steilen Abstürzen — hatten ihren dunklen Ruf in unserer Zeit schon verloren, und nur ein zartes und einbildungsfähiges Gemüt ließ sich bei gegebenen Umständen einer gespens...ch und wild veränderten Natur davon abschrekken, von diesen Galgenbergen den unbegrenzten Ausblick auf das weite Meer zu genießen.

Es gab Zeiten, in denen unser samländisches Gold nicht zu gering war, die m y k e n i s c h e n Könige zu schmücken, — als Griechen und Römer besondere Expeditionen aussandten, den begehrten Edelstein aus dem „ungastlichen, nebelreichen Norden" in ihr heiteres, südliches Land zu holen. In Ostpreußen selbst sammelten und verarbeiteten schon steinzeitliche Jäger und Fischer den Bernstein zu Schmuck und Amuletten. Praehistorische Funde aus der Danziger Bucht und dem Kurischen Haff bezeugen den kultischen Gebrauch von seltsamen, zu rohen Menschen- und Tiergestalten geschnitzten Bernsteinfiguren in dieser frühen Zeit. Die Phönizier und Assbrer kannten den Bernstein als königlichen Schmuck, und da ihnen der Transport dieses kostbaren Gutes über See zu gefahrvoll schien, legten sie weite Binnenstraßen an, um es von der sam-

Vom geistigen Gefüge des deutschen Ostens

Von Professor Götz von Selle

Es wird uns heute erzählt, daß der Westen keine tragende Idee besitzt, im Gegensatz zum Osten, der weithin sichtbar aus einer solchen lebt. Mit Sicherheit ist wohl nur zu sagen, daß der Osten anders lebt, als der Westen, fernerhin, daß es immer schwer ist, die eigene ideologische Stellung in Worte zu fassen. In der Regel ist es so, daß man sich im Gegensatz zum Andern über sich selbst klar wird. Es ist zuzugeben, daß im Westen verhältnismäßig wenig von dem ideenmäßigen Hintergrund des Lebens die Rede ist, jedenfalls sehr viel weniger als im Osten, wo Freilich die Überbetontheit der Idee einen etwas verdächtigen Eifer sichtbar werden läßt, ganz als ob man irgendwelche Risse zu verdecken bemüht ist. Aber das soll hier nicht zur Rede stehen. Eines sei nur zu der Frage nach dem geistigen Hintergrund der westlichen Welt bemerkt; es wird deutlich, daß auch der Westen in seine Überlegungen einen wichtigen Faktor eingebaut hat, den die allgemeine Ansicht nur dem Osten zubilligt, d a s i s t d i e Z e i t. Man wird sehen, inwieweit sich in diesem neuen Zeitbewußtsein eine Substanz verbirgt. Wer die Reden des amerikanischen Präsidenten Truman liest, wird fühlen, um was es sich handelt. Das aber ist für jeden sichtbar, daß die Fäden einer westlichen Kultur, deren eine Grundlage die Ablehnung totalitärer Gesinnung ist — sie ist vielleicht letztlich nur eine Ermüdungserscheinung —, daß diese Fäden in Washington zusammenlaufen. Das ist durch die Weite des Raumes, den moderne Technik erschlossen hat, leidenschaftslos bedingt.

Als Herzog Heinrich der Fromme von Schlesien im 13.. Jahrhundert bei Wahlstatt unter Aufopferung des eigenen Lebens dem Ansturm der Mongolen Halt gebot, da tat er nichts anderes als der weströmische Feldherr Aetius, der bei Chalons sur Marne den Hunneneinfall abwehrte (451) und Themistokles, der bei Salamis den persischen Großkönig überwand. Diese Ereignisse begründeten und bewahrten die abendländische Kultur. Immer wieder ist dieses Problem Gegenstand der Geschichte geworden, oft erst im letzten Augenblick erkannt. Es bleibt abzuwarten, w e l c h e F o l g e n der Beschluß von Jalta aus dem Jahre 1945 zeitigen wird. Das aber ist schon heute sichtbar, daß dieses Ereignis in die Reihe jener g r o ß e n weltgeschichtlichen Begebenheiten gehört, von denen eben die Rede war, so birgt sie doch eine Fülle von Aufgaben zu denen auch jene gehört, die man unter dem Begriff ostdeutscher Auftrag versteht.

Die Idee des deutschen Ostens ist von früher Zeit her aus der Berührung mit der östlichen Grenze erwachsen. Zunächst in christlicher Sicht, später aus allgemein geistiger Erkenntnis entsteht hier in der Linie von Riga (Dorpat) bis Wien eine charakteristische Haltung, die einer von den Geographen entdeckten landschaftlichen Gebietslinie nachgelagert ist. Gewiß ist jene im einzelnen unendlich unterschieden, doch wird sie stetig wachsend fühlbar in dem Sinn, daß eine Aufgabe der Begrenzung für die eigene Welt besteht. Aber es bildet sich auch eine solche der Aufnahme und Verarbeitung heranstrebender geistiger Kräfte, die einfach da sind und begriffen werden müssen, weil sie eine integrierende Seite menschlichen Wesens darstellen. Nur erwächst gerade hier die Erkenntnis, daß diese Erscheinungen nicht in antreten können, in der sie sich bieten. Es entsteht also ein langwieriger Probieten. Es entsteht also ein langwieriger Prozeß der Ordnung, der bald in klarer, bald in verworrener Form und Gestalt sich vor dem Betrachter abspielt. In Mission und Kolonisation zunächst beginnend, zieht dieser Vorgang immer tiefere Furchen in das geistige Antlitz dieser Lande.

Bald ist das Problem im Norden, bald im Süden, bald in der Mitte sichtbar. Preußen, Baltenland, Böhmen, Schlesien, Pommern, Österreich, jedem Land ist seine Rolle zuerteilt. Was sich hier entwickelt, ist der Ablauf der ostdeutschen Geistesgeschichte, ein Prozeß, der gewissermaßen einer geistigen Geologie entspricht, indem sich die einzelnen Erscheinungen wie in einem gewaltigen Gefüge ineinanderschieben. Und es zeigt sich, daß wesentlichste Elemente der deutschen Geschichte sich hier bilden als ein Ferment ihres Bestandes überhaupt. Der Sinn dieses großartigen Vorganges, an dem größte dort lebende Geister der Menschheit schufen, war die Bereitung eines Geistes der Gemessenheit. Nur hier konnte eine solche Geistigkeit entstehen, indem sie in fortwährender unterirdischer Berührung mit jenen Menschheitskräften sich befand, die für andere Menschen und Lande in ihrer Reinheit sinnvoll sein mochten. Als die Heroen, die den Gipfel erreichten, bewundern wir Kant, Mozart, Lessing, Grillparzer. Wir sehen die Kämpfe in Jacob Böhme, Scheffler, Hamann. E. Th. A. Hoffmann, Ph. O. Runge, Stifter, Nietzsche, G. Hauptmann, L. Corinth, Rilke und Hofmannsthal. Lösungen werden geboten von Leibniz, R. Wagner, Husserl. Es ist schwer in diesen Ereignissen ihre europäisch-menschheitliche Bedeutung nicht zu erkennen.

Das ordnende Prinzip, an dem deutscher Geist hier in Jahrhunderte langen Kämpfen gestaltet hat, gehört zu den Elementen des abendländischen Lebens in einer so entscheidenden Weise, daß diesem bei dessen Verlust die Weltgeltung abgesprochen werden müßte. Aus dieser Begegnung zwischen Ost und West lebt die Sicherheit der abendländischen Kultur, die sich unter dem Schutz deutscher Kräfte wie in einem Vorfeld entwickeln konnte. Es ist notwendig, daß ein solcher Geist nicht untergeht, denn die Aufgaben, die aus der Atmosphäre der Landschaft entspringen, bleiben dieselben, gleichviel um welches machtpolitische System es sich handelt, das über jene Lande und seine Menschen Herrschaft ausübt. D i e M e n s c h e n a b e r b e d ü r f e n d e r H e i m a t, u m i h r e s A u f t r a g e s g e w i ß z u s e i n.

USA verweigern Anerkennung

Die amerikanische Regierung erkennt das zwischen Polen und der Sowjetzonenrepublik abgeschlossene Abkommen, in dem die Oder-Neisse als die endgültige Friedensgrenze zwischen Polen und Deutschland festgelegt wird, nicht an.

An unsere Leser

Bisher haben unsere Leser die Ostpreußen-Warte mit Streifband im normalen Postversand zugestellt erhalten. Um eine Vereinfachung in der Zustellung und Zahlung für unsere Abonnenten herbeizuführen, haben wir uns entschlossen, weitgehend auf den Streifbandversand zu verzichten. Die Ostpreußen-Warte ist nunmehr zum P o s t b e z u g zugelassen und kann daher bei jeder Postanstalt bestellt werden. Die Zustellung unserer Zeitschrift erfolgt durch das jeweilige Postamt.

Wir bitten daher unsere Leser, die das Bezugsgeld für die Ostpreußen-Warte bis Juni einschl. entrichtet haben, um ihr Einverständnis, die Einweisung in ein Postabonnement vornehmen zu dürfen. Alle Dauerbezieher — d. h. alle Leser, die die Ostpreußen-Warte über den 1. Juli hinaus bestellt haben, — werden von uns in ein Postabonnement eingewiesen, sobald das bereits an uns entrichtete Bezugsgeld abgegolten ist. Bis dahin erhalten diese Leser unsere Zeitschrift weiterhin mit Streifband zugestellt.

Das Bezugsgeld beträgt künftig 1,05 DM für ein Vierteljahr (monatlich 0,35 DM) einschließlich Zustellgebühr. Es entstehen Ihnen keine Mehrkosten, da ja die bisherige Überweisungsgebühr bzw. das Briefporto fortfallen.

Der Postbote wird sich nunmehr jeweils z w i s c h e n d e m 18. u n d 23. des ersten Quartalsmonats (erstmals im Juni) bei Ihnen melden und das fällige Bezugsgeld in Höhe von 1,05 DM für das kommende Vierteljahr kassieren.

Elchland-Verlag

Touristenverkehr nach Masuren

Um eine engere Verbindung zwischen den an der Küste gelegenen polnischen Verwaltungsgebieten und von Süd-Ostpreußen mit Zentralpolen herzustellen und um diese Gebiete als zu Polen unabänderlich gehörig im Bewußtsein des polnischen Volkes zu verankern, soll in diesem Sommer der Touristenverkehr besonders dorthin gelenkt werden. Was den Touristenverkehr zu den masurischen Seen anbetrifft, so wurde hierfür der Personenzug von Warschau nach Suwalki über Bialystok nach Augustowo verlängert mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß die Seenplatte um L y c k und der Spirdingsee sich einer immer größer werdenden Popularität erfreuten. Ab 15. Mai 1950 wurde auch der Verkehr auf der Strecke Elbing—Osterode wieder aufgenommen.

Zusätzlich zu diesen Eisenbahnverbindungen wurde auch der Schiffsverkehr auf den masurischen Seen wiedereingeführt. Es werden jetzt die Linien L ö t z e n — N i k o l a i k e n und Johannisburg—Lötzen befahren.

Ruf an die Welt!

Entschließung auf der „Ostdeutschen Heimatwoche"

Die in Hamburg zu Tausenden versammelten, aus ihrer Heimat vertriebenen Angehörigen der ostdeutschen Landsmannschaften haben sich zu einem Treuebekenntnis zu ihrer Heimat zusammengefunden. Sie bekennen zugleich im Namen ihrer 13 Millionen Schicksalsgenossen, daß keine Vertreibung ihnen das Recht auf die Heimat rauben kann. Sie erklären, daß sie niemals auf dieses Recht auf die angestammte Heimat verzichten werden. Sie appellieren an die Staatsmänner in Ost und West und an die Organisationen aller Menschen, die guten Willens sind, den Grundsätzen des Rechtes, den Geboten der Menschlichkeit und dem Selbstbestimmungsrecht der Völker Geltung zu verschaffen. Sie sind der Überzeugung, daß für die Verwirklichung dieser Rechte eine friedliche Lösung gefunden werden muß und gefunden werden kann. Aus Not und Verzweiflung heraus rufen sie die Staatsmänner der Welt und ihre Völker auf, das durch den Krieg verursachte Unglück und Unrecht nicht zu verewigen, sondern gemeinsam mit uns wiedergutzumachen.

Koch als Zeuge

Nach einer Meldung von Radio Warschau soll der ehemalige Gauleiter von Ostpreußen und Reichskommisar für die Ukraine, Erich Koch, vor polnischen Untersuchungsbehörden „sensationelle Aussagen über Friedensangebote Englands und der USA an Hitler" gemacht haben. Koch, der seine Informationen von Hitler persönlich erhalten haben will, sei in der Lage zu beweisen, daß England und Amerika die UdSSR „bereits 1942 an Deutschland verraten" und mit der deutschen Abwehr gegen die Sowjetarmee zusammengearbeitet hätten.

Tartaren werden angesiedelt

Der Sender Leningrad meldete in seinem Nachrichtendienst daß der sowjetisch besetzte Teil Ostpreußens mit Einwohnern der Tartaren-Republik an der Wolga besiedelt werden soll. Diese Maßnahme macht sich notwendig, da große Teile der bisher aus Zentralrußland nach Ostpreußen verpflanzten Bevölkerung trotz aller Gegenmaßnahmen den „Rayon Kaliningrad" verließen.

Immer noch Ostpreußen in Litauen

Wie dem „Pressedienst der Heimatvertriebenen" von Heimkehrern aus der Sowjetunion berichtet wird, die jetzt die Krankenhäuser verlassen konnten, befinden sich in Lettland, und vor allem auch in Litauen noch viele ostpreußische F r a u e n und K i n d e r, die dorthin zur Zeit der großen Hungersnot im sowjetisch besetzten Teil Ostpreußens kamen und bei mitleidigen litauischen und lettischen Bauern Nahrung erhielten und auch Arbeit fanden. Durch die Verschleppung dieser Bauern und die Errichtung von Kolchosen in diesen baltischen Ländern wurden die Frauen und Kinder wieder auf die Landstraßen getrieben. Wenn sie auf ihrer Elendswanderung in die Nähe größerer Städte gelangen, werden sie „wegen Landstreicherei und Bettelns" aufgegriffen und zu hohen Strafen verurteilt.

Kein Verzicht auf die Heimat!

Der Bund der Heimatvertriebenen Ostpreußen in Berlin hat eine Erklärung an die Öffentlichkeit gerichtet, in der er scharf Stellung gegen gewisse Kreise in den USA nimmt, die mit dem Gedanken umgehen, Konzessionen in der Frage der Ost-West-Grenze zu machen.

„Zeitungsnachrichten entnehmen wir", so heißt es in der Resolution, „daß in Amerika eine Denkschrift ausgearbeitet wurde, in der vorgesehen ist, bei einem endgültigen Friedensvertrag Ostpreußen einschließlich des Freistaates Danzig Rußland und Polen zu überlassen, während Pommern und Schlesien bei Deutschland verbleiben. Wir legen dagegen Protest bei allen hierfür in Frage kommenden Stellen ein. Die Begründung des Protestschrittes ergibt sich schon allein daraus, daß Ostpreußen stets deutscher Boden und deutsches Land war. Ostpreußen kann als heimatliches Versorgungsgebiet nie und nimmer entbehrt werden. Deshalb werden wir Ostpreußen nie auf unsere Heimat verzichten!"

„Die bevorstehende 30. Wiederkehr des Abstimmungsergebnisses in Ostpreußen zeigt der Welt, daß das Land zwischen Memel und Weichsel deutsche Erde ist. Nur drei Prozent aller Stimmberechtigten stimmten am 20. Juli 1920 in Ostpreußen für Polen; 97 Prozent wählten deutsch. Das sei jenen Kreisen ins Gedächtnis gerufen, die in den USA Schindluder spielen wollen mit dem, was uns Ostdeutschen heilig ist."

Agrarland wird zu Wald

In der polnischen Presse werden die „Aufforstungsaktionen" hervorgehoben, die nunmehr wieder in Gang gekommen sind. Dabei stellt sich nicht nur heraus, daß in weiten Gebieten rücksichtslos Kahlschläge durchgeführt worden sind, sondern daß man auch landwirtschaftliche Nutzflächen nunmehr zu Wald machen will, da sie nicht bestellt werden können. Im Jahre 1950 sollen nach diesen Berichten 126 500 Hektar „Kahlschläge, Brachland und nichtlohnende landwirtschaftliche Nutzfläche" aufgeforstet werden. Allein in der Wojewodschaft A l l e n s t e i n sollen in diesem Jahre über 10 000 ha derartigen Landes aufgeforstet werden.

Ostpreußen-Warte
Elchland-Verlag, Göttingen, Obere Karspüle 39, Postfach 522, Postscheckkonte Hannover 25 991, H. K. Wander, Göttingen, Fernruf 39 07.
Herausgeber und verantwortl. Hauptschriftleiter **Helmuth Kurt Wander.**
Die Ostpreußen-Warte erscheint monatl. einmal. Einzelnummer 35 Pfg., vierteljährlich 1.05 DM. Bestellungen: bei jeder Postanstalt oder beim Verlag. Anzeigenverwaltung: Göttingen, Obere Karspüle 39. Anzeigenpreis für die 46 mm breite Millimeterzeile 30 Pfg., für Familienanzeigen 20 Pfg. — Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages in Fällen höherer Gewalt kein Entschädigungsansprunch.
Druck: Bohrsen & Co., GmbH., Göttingen.

Fortsetzung von Seite 1

Goldland des Nordens

ländischen Küste zum Mittelmeer bringen zu lassen. Auch Altvater H o m e r kannte den Bernstein, denn in der Odyssee heißt es:

„Goldenes Halsgeschmeide, befranst mit Bernsteingehängen, bot ein verschmitzter Gesell im Hause des Vaters zum Kauf an.'

Auf den uralten Handelsstraßen der europäischen Völker, die Weichsel aufwärts und quer durch Rußlaid bis zum Schwarzen Meer, oder von Bremen aus den Rhein und die Mosel aufwärts bis Trier und weiter südwärts durch das Rhonetal nach Marseille, oder Mitteldeutschland über den Brenner nach Venedig, brachten germanische oder fremde Händler das Gold des Nordens nach dem Süden, nach Rom, wo sich die Frauen der römischen Senatoren stolz mit dem begehrten Bernsteingeschmeide, mit dem Golde der „Barbaren", schmückten. Germanische Gladiatoren trugen Bernsteinketten um den Hals als Amulette, wenn sie in den Kampf gingen. Der Zauber heimatlicher Herkunft und der Glaube an ihre mythische Bedeutung verlieh besondere Kraft.

Aber sonst erzählt unser Heimatland nicht mit lauten Worten von der Geschichte des Bernsteins, und man muß schon i m A n t l i t z d e s S a m l a n d e s zu lesen verstehen oder ein Kind der Küste sein — wenigstens einen Sommer lang, um seine Herkunft zu erfahren: Massiv wie ein Block springt das Land in der Mitte der ostpreußischen Küste ins Baltische Meer vor, verankert nach beiden Seiten, nach Süden und Norden, durch die beiden Nehrungen, jene sonderbarsten und schönsten Landstreifen zwischen den Wassern, zwischen Haff und See. Es ist erfüllt mit jahrtausendalter, überlieferter Geschichte, und viele Gräberfelder und Ringwall-Burgen bedecken seine hügelige Oberfläche. Viele Völker trieb die See von Norden an den Strand, aber auch von Süden und Osten fanden manche Einflüsse den Weg zum Lande Herzog Samo's.

Hier tut sich die Erde auf und gibt den Bernstein frei: Wenn nach schweren Sturmnächten die See mit gewaltigem Donnern den aufgewühlten Meeresgrund auf den Strand warf, standen die Fischer im Ölzeug mit langen Keschern in der Brandung und holten den schwimmenden Bernstein an Land. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts wurde der Bernstein hauptsächlich im Tagebau abgebaut, im Bernsteinwerk P a l m n i c k e n, an der Westküste zwischen Pillau und Brüsterort. Er findet sich hier in einer Erdschicht, die der Bergmann als „blaue Erde" bezeichnet. Eigentlich ist sie mehr von graugrüner Farbe. Sie verläuft in einer Mächtigkeit von sechs bis acht Metern horizontal, etwa 30 bis 40 Meter unter der Erdoberfläche. Die westliche Fortsetzung dieser Erdschicht führt unter dem Meeresboden in die Ostsee hinaus, und wenn schwere Stürme die See aufwühlen, wird der Bernstein herausgeschwemmt. So wurden in einer einzigen Glücksnacht im Jahre 1862 bei Palmnicken 2000 Kilogramm und nach einer Sturmnacht vom Januar 1914 in Rauschen gegen 900 Kilogramm erbeutet. In den Kirchen der samländischen Küstenorte betete man früher nicht nur um das unglückbeladene Strandgut Schiffbrüchiger, sondern auch um einen reichen und schuldlosen Bernsteinsegen: G o t t s e g n e d e n S t r a n d!

Der Ruf des ostpreußischen Bernsteins reicht auch heute noch bis in die fernen Länder des Orients und Afrikas. M o h a m m e d s G e b o t, daß die 99 Perlen der Gebetsketten aus Bernstein sein müssen, wird für seine Gläubigen gültig bleiben, und jedesmal werfen die mohammedanischen Pilger bei ihren Wallfahrten nach Mekka ihre Gebetsschnüre ins Meer. Auch Buddhisten und Katholiken verwenden Bernsteinschnüre beim Gebet. Den schönsten Sinn erfüllt der Bernstein als natürlicher Schmuck, wenn bei der Bearbeitung die natürliche Form des rohen Fundstücks erhalten blieb, ob er nun durchsichtig klar, milchig weiß, wolkig oder flockig getönt ist oder sonnengelb leuchtet und rotgolden funkelt. Eine passende Fassung in Silber oder Gold wird den Stein manchmal noch mehr zur Geltung bringen. Überraschende Schönheitswirkungen lassen sich durch die organische Verbindung des Bernsteins mit verschiedenen heimischen Holzarten schaffen, nachdem er selbst versteinertes Harz einer urweltlichen Kiefernbaumart ist. Mit Erstaunen betrachten wir die M i l l i o n e n J a h r e a l t e n E i n s c h l ü s s e von Insekten, und ehrfürchtig verharren wir vor solcher Ewigkeit des Lebens und seinem unvergänglich gebliebenen Zeugnis.

Wir sind den Hamburger und Münchener Bernsteinkünstlern von Herzen dankbar, daß sie nach alter Bernsteindrehertradition all den schönen Schmuck in Handarbeit weiter herstellen. Die Firmen besitzen genügend Rohbernstein, um noch über manche Jahre mit ihren Erzeugnissen von der Schönheit und dem Wert des ostpreußischen Goldes Zeugnis abzulegen. Nachdem das Bernsteinland 700 Jahre lang unsere Heimat gewesen ist und die Jahrhunderte und Jahrtausende davor kein Slawe dort gewohnt hat, hat mit Hilfe der Potsdamer Beschlüsse Sowjetrußland die Bernsteinküste in Besitz genommen, und kein Deutscher darf den Strand mehr betreten.

Vielleicht haben wir selbst noch solch ein Stück Bernstein, der eine oder der andere, — und vielleicht tragen wir es als kostbaren Schatz verborgen auf der Brust unter dem armseligen Kleid unseres heimatlosen Vertriebenenschicksals, der eine — oder der andere . . . Bewahrt euch dieses letzte Stück Bernstein gut, gebt es nicht her! E s i s t u n s e r a l l e r S y m b o l f ü r d a s e r s t e u n d ä l t e s t e a l l e r M e n s c h e n r e c h t e, d a s R e c h t a u f d i e e i g e n e, a n g e s t a m m t e H e i m a t.

Gertrud Papendick:

Vorsommer in Cranz

Weißt du es noch, mein Herz?

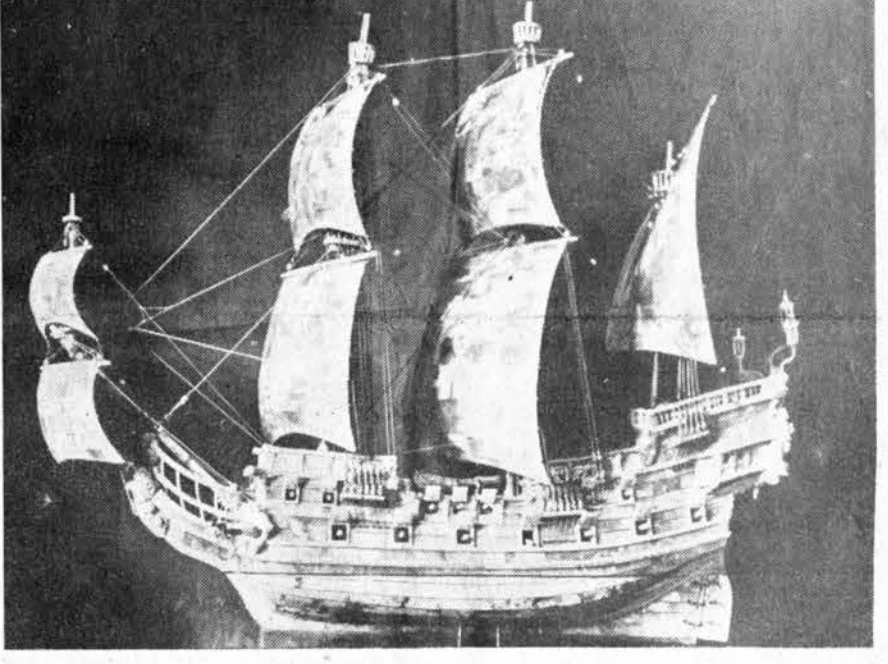
Ich war acht oder neun oder zehn, — durch viele Jahre ist es so gegangen — es war im Juni, und die Eltern hatten mich aus der Schule genommen; vielleicht aus Bequemlichkeit, ich weiß das nicht mehr, jedenfalls muß es ohne Schwierigkeiten möglich gewesen sein. Tante Minna, deren Zirkel ich besuchte, pflegte sich durch Ferienarbeiten zu rächen; doch das war nicht schlimm: sie versanken im Augenblick für viele, viele Wochen im Seesand der Vergessenheit.

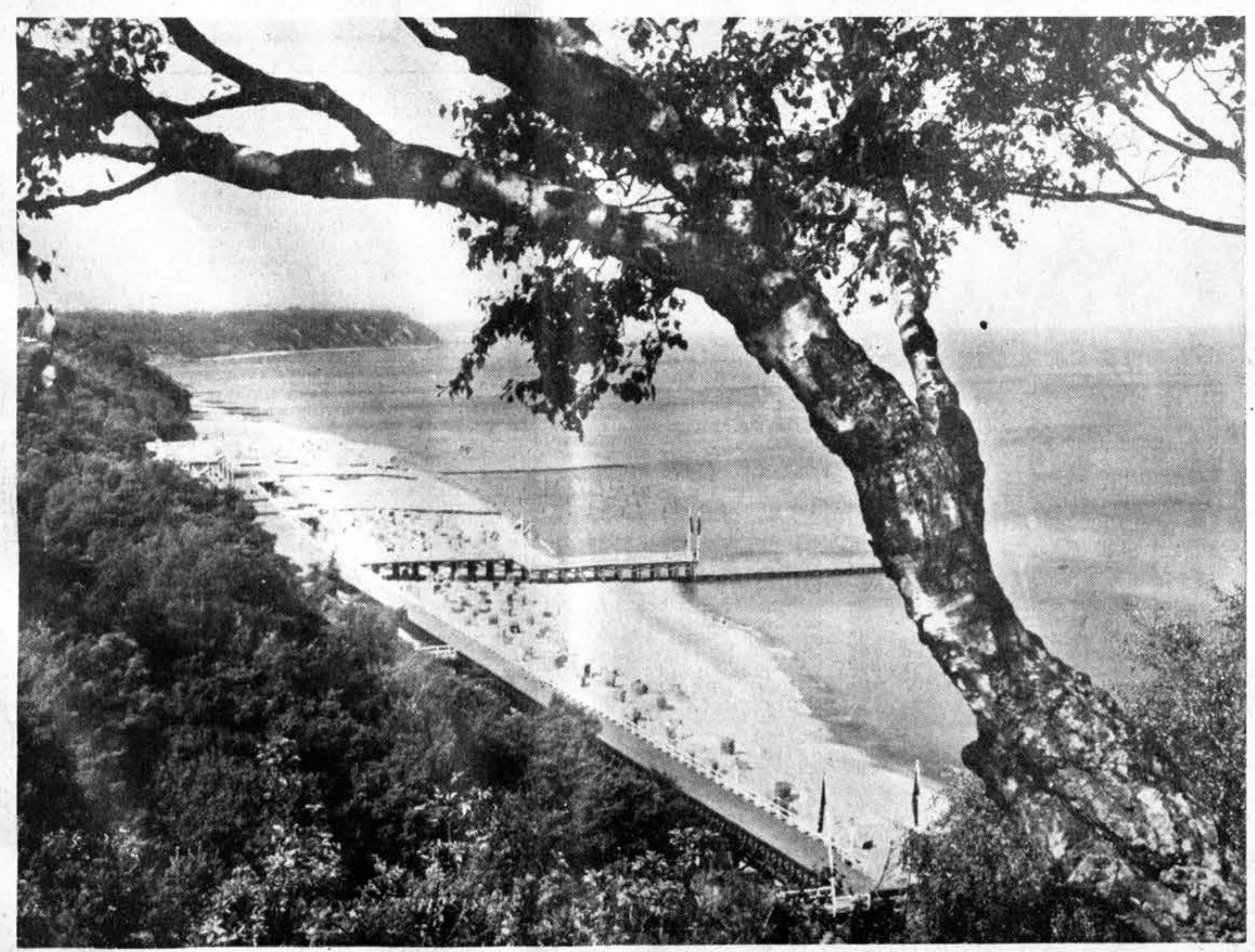
Wir wohnten im ersten Haus der Corsostraße, das die großen Glasveranden hatte. An der Seite war ein Zelt und dahinter ein Rasenplatz und hinter dem Haus eine Wiese — die Wiese meiner Kindheit, sie reichte fast bis zum Strand. Die Wohnung war geräumig und hell und hatte doch jenen feuchten, ach, so geliebten Modergeruch, den die Häuser an der See auch im heißesten Sommer niemals verloren. Nach wenigen Tagen fingen die Schuhe im Schrank an zu schimmeln. Von der Küche gab es ein Guckfenster nach vorn, durch das die Speisen gereicht wurden. In dem Durchgangskabinett stand ein schwarzes Wachstuchsofa mit weißen Knöpfen, auf dem Auguste schlief. Sie schlief dort Sommer für Sommer in zusammengekrümmter Lage, bis ihr ganz zuletzt einmal der Mechanismus der abklappbaren Seitenlehnen aufging oder beigebracht wurde. Doch da war es zu spät: sie hatte ausgelitten und heiratete.

Ich hatte ein Spannbett. Ich weiß nicht, ob ihr wißt, was das ist. Es ist ein Stück Sackleinwand, zwischen zwei Bettpfosten gespannt, im günstigsten Falle noch mit einer Seegrasmatratze belegt. Man liegt im Spannbett wie in einer Mulde, nein, wie im Graben, man kann sich nicht rühren und ist geborgen. Für mich war das Cranzer Spannbett ein Symbol, und der erste Schlaf und das erste Erwachen darin erfüllten die Sehnsucht vieler Monate. Das Spannbett bedeutete Sommer und Sand und See und die Luft, die sonst nirgends war, es bedeutete Freiheit und Stille und das namenlose Glück des Alleinseins.









Die Tage im Juni waren oft noch kühl und manchmal trübe und feucht. Ich mußte ein Winterkleid tragen, schwarzrot gestreift und ganz und gar scheußlich, und zuweilen einen Mantel. Doch das bedeutete nichts. Nichts war es gegen die Lust, auf der langen, leeren Uferpromenade das Klickklack der eigenen Absätze zu hören. Wenn die Sonne schien, dann dufteten die eingefügten Bohlen nach warmem, trockenem Holz und nach frischem Teer. Es gab noch keine Menschen oder nur ganz wenige, alles gehörte mir: die Wege durch die Plantage und weiter in den Wald, der Duft der „Fichten", die wir Kiefern nannten; die alten Straßen im Dorf, der Marktplatz mit den Bauernwagen; die Mühle am Weg nach Rosehnen, wo das kleine Kätzchen war, die ausgespannten Netze und der Rauch der Flundern.

Zu Hause hieß ich das „stille Kind"; ich sprach nicht gern und meistens überhaupt nicht, und ich glaube, in diesen Wochen verlernte ich das Sprechen ganz und gar. Ich war erfüllt und tief beschäftigt: Spaten und Eimer und eine Wasserburg am Strande mit einem Festungsgraben; verwehte Haare und immer nasse Schuhe. Ich kauerte manche Stunde auf einer Bank des Seesteges, an dessen Pfähle unaufhörlich glucksend das Wasser schlug, und spann hundert Träume in die Ferne und in das unbegreifbare fremde Leben. Ich stand und sah und sah — Wasser und Wasser, Himmel und Wolken, zuweilen ein Segel und sonst nichts mehr. Damals gewann mein Herz die große, die grenzenlose Liebe zur See, die immer nur Sehnsucht bleibt.

Jene Tage des Vorsommers — mein Herz denkt heute noch dran, wie es damals war — sie waren nicht Traum oder Spiel Erwartung oder Sehnsucht, sie waren alles zusammen und viel, viel mehr: **sie waren das Glück der Kindheit.**

Bild oben: Blick auf den Corso des Ostseebades Cranz. — Bild Mitte links: Pillkoppen, das Dorf unter der Düne. — Bild Mitte rechts. Bernsteinkogge. — Bild unten: Rauschen, die Perle des Samlandes.

Aufn.: Foto-Gestaltung Moslehner, Kr. Limburg

Carla von Bassewitz

Der Heimwehbaum

Vor meinem Flurfenster steht eine alte Kastanie.

Der Flur gehört mir nicht, auch nicht das Haus, die Wohnung und der Baum — aber es ist die Umgebung der Stube, die ich nun bewohne, und jedesmal, wenn ich zurückkomme, werfe ich einen Blick hinaus in das knorrige Geäst, den mächtigen, an manchen Stellen schon hohlen Stamm, und grüße das alles, wie man alte Freunde grüßt — während ich nach der Klinke greife.

Um diese Zeit ist der Gruß während des Griffes nach der Türklinke nicht mehr genug. Da muß ich mehrmals am Tage, auch wenn ich es eilig habe, ans Fenster treten und schauen ...

Denn ein solcher Anblick blühender, rosigweiß leuchtender Kerzen war in der Heimat jahrelang in jedem Frühling mein Morgen- und Abendgruß — unser aller Freude während des ganzen Tages ...

Im Geiste sehe ich dieses:

Fern im Osten, noch hinter Königsberg und 200 Kilometer vor Eydtkuhnen — da führt von einem der vielen Wirtschaftshöfe eine Kastanienallee zwischen grünen Rasenflächen zu auf ein glattes, gerades, sandgelb verputztes Haus mit rotem Ziegeldach. Störche streichen mit lautlosem Flügelschlag darüber hin und setzen sich laut klappernd auf den Dachfirst.

Zwischen der Haustür mit den geschnitzten Fuchsköpfen und den letzten beiden Alleebäumen liegt ein kiesbestreuter Platz, rechts und links stehen unter den breit ausladenden Ästen runde, weißgestrichene Tische mit bequemen Stühlen. Da sitzt die Familie nach Feierabend oder nachmittags beim Kaffee mit lieben Gästen, die im Osten fast nie fehlen, und für die es auch in schlechten Zeiten immer „gereicht" hat.

Über die Rasenflächen mit den runden Blumenrabatten, auf denen zu jeder Jahreszeit etwas blüht, tönt vom Hof her das Knattern der heimkehrenden Trekker, das Stampfen des „Heupusters" oder das Hufeklappern der Gespanne. Staub wirbelt in Wolken auf, aber hier ist es auch bei größter Hitze kühl und schattig. Denn wenn der Blütentraum vergangen ist, schließt sich das Blätterdach schützend über allem, was darunter lebt, und wenn wir den Kopf zurücklegen, sehen wir wie in die Höhe eines Domes ...

Abends, wenn der heiße Tag vorüber ist, schimmern die Sterne vom blaßblauen Himmel auf die Äste — ein feuchter, frischer Duft steigt aus dem Pregeltal herauf — aus den Wiesen klingt das Gequarr der Frösche, und aus dem Dorf zwischen gedämpftem Gelächter eine Handharmonika ...

Nachts, wenn wir spät am Schreibtisch arbeiten, und der bläuliche Mond in unregelmäßigen Streifen quer durch die Allee schimmert, hören wir das Huschen der Fledermäuse zwischen den flüsternden Blättern in den mächtigen Kronen. Dann sitzen die Käuzchen in den Zweigen, und ihr vertrautes „Schuhuuuuu — schuhuuuuu — —!" tönt zu uns herein ...

Und wenn wir in stürmischen Winternächten vor Sorgen wach lagen — immer rauschten die alten Bäume gewaltig, als ob sie sagen wollten: „Es klingt wohl schauerlich in Deinen Ohren, was wir singen — denn Du bist jetzt bange. Aber es ist nur das Sturmlied des lieben Gottes — der gesagt hat: „Fürchte Dich nicht —!"

Alle Stürme, die unser Haus und Land umbrausten, haben sie überdauert, die alten Kastanien, auch diejenigen, die wir ausgemauert und mit eisernen Ringen versehen hatten, als sie anfingen, hohl zu werden. Seit Generationen haben sie an allen Ereignissen in der Familie teilgenommen. Die Kinder des Hauses sind darunter hinweg zur Einsegnung, zur Hochzeit, zu ihren Lebensberufen gefahren — die Dahingeschiedenen sind unter ihren Kronen zur ewigen Ruhe auf den Begräbnisplatz im Park getragen worden. Wir haben von den Treppenstufen aus die Allee entlang geliebten Menschen nachgesehen, die uns verließen — und ihnen entgegengespäht, wenn sie wiederkamen.

Alle unsere Arbeit, Sorge und Freude haben sie miterlebt und beschirmt — — auch unseren bitteren Auszug aus der Heimat in die Verbannung haben sie gesehen ...

Und immer noch stehen sie, bis auf eine, die fiel, als unsere pflegenden Hände fehlten. Aber der sandgelbe Platz des alten Hauses und sein rotes Dach schimmern nicht mehr durch die Zweige — beides hat der Krieg gefressen, und ein Strohdach ist auf die Ruine dessen gesetzt, was durch Jahrhunderte die Heimstätte einer Familie war ... Ein Schicksal, wie das von Tausenden ostpreußischer Höfe ... Ob die Störche nun auch auf dem Strohdach bauen und ihre Jungen großziehen?

Wenn die Störche zu uns kamen — dann kam auch bald die Zeit der Kastanienblüte. Das war das Allerschönste — eine ganze Allee, eine Doppelreihe leuchtender, weißer Kerzenbäume! Dann schickten sich die runden ebenmäßigen Fliederbüsche auf den Rasenplätzen an, die Kastanienblüte abzulösen — von den purpurroten, gefüllten, über die zartlila persischen Sorten, bis zu den starkduftenden weißen. Die beiden knorrigen Akazien auf den Giebelseiten schaukelten schon ihre gelblichen Trauben im Winde — all' diese Pracht duftete und leuchtete in die hohen Fenster der Stuben hinein ...

Darum auch wächst die Sehnsucht nach der Heimat, die uns nie verläßt, ins Unermessene, wenn um diese Zeit vor dem Flurfenster die alte Kastanie blüht. Darum heißt sie: „Der Heimwehbaum."

Ein jeder von uns hat wohl einen solchen Heimwehbaum — irgend etwas, was ihn besonders an zuhause erinnert. Wenn es kein Baum ist, so vielleicht eine Blumenart, ein Gerät, ein Landschaftsbild — ja, es kann auch der Schlag der Dreschmaschine sein, oder der Duft eines warmen Pferdeleibes — ein Lied, oder ein geretteter, geliebter Gegenstand.

Sollten wir uns besser davon abwenden, es verwahren oder unter die Schwelle des Bewußtseins sinken lassen, damit es uns nicht lähmt oder stört, uns auch in diesem Lande ein fruchtbares und nützliches Leben zu schaffen?

Nein, das sollten wir nicht!

Denn, um, wie Goethe sagt: „des langen Willens Herr zu sein", und unsere sinkenden Kräfte immer wieder neu in uns selbst zu fördern, müssen wir uns von Zeit zu Zeit daran erinnern, woher wir sie bekamen: Aus dem Heimatboden, in dem wir gewachsen sind.

So wollen wir uns an allem freuen, das irgendwo an Schönem erhalten blieb, das uns an die Heimat erinnert — und im Herzen unseren Heimwehbaum pflegen und hüten.

Die Möve

Hell schwebt in sanftem Bogen
die Möwe überm Meer,
bald wird sie leicht gezogen,
bald kämpft sie schwingenschwer.

Jetzt stößt sie jählings nieder
und spiegelt sich im Grund,
dann drückt sie aufwärts wieder,
verschwingt in weitem Rund.

Ihr kleines Herz läßt schrillen
die große Freud' am Spiel,
zu trotzen Windes Willen,
zu schweben ohne Ziel.

Nun schaukelt ihr Körper im Flaume
der Woge her und hin;
sie spielt noch weiter im Traume
mit unbeschwertem Sinn.

Wilhelm Gaerte

Ich bin verliebt / *Wolfgang Greiser*

Nicht in eine Sache und nicht in ein Ding. Auch nicht in Dich. Wohl aber in das Mütterlichste, was der Himmel dem Menschen zu geben hat: in seine Erde. Und in Ewigkeit wünsche ich mir, nichts anderes zu tun als dies. Gestern habe ich sie im Glanze der untergehenden Sonne gesehen. Wie eine Königin. Und wenn sie im hermelinfarbenen Winterkleid ruht, wem käme da nicht das Wort an, das einer schrieb: „Weh dem, der auf dem Gipfel seiner Zeit meinen würde, still stehen zu können! Nicht Ewiges kann ein Mensch ertragen. Zu ihm gehört das sich und ihn Bewegende."

Wenn der Wind das Korn zerteilt das liebe ich. Wenn der Regen meine Weide peitscht, dem sehe ich zu. Wenn der Sturm den Frost bricht, das ergötzt mich. Wo ein Stein stürzt, bangt mir nicht. Wenn das Meer tost, stehe ich verliebt an seinem Strande. Und ich werde es nie vergessen, daß ich die Düne oben am Haff und See am liebsten in meine Arme gerissen hätte, wenn sie vor meinen Augen zu wandern begann. Wenn der Sturm ihr Gevatter wurde. Wenn das Meer sie rief. Wenn bachantisch in der Luft der Hexensabbath zog. Wenn die Windsbraut ihre Wasserrosse ritt. Wenn gespenstisch ... Herr, was rede ich? Es ist deine Hand, dein Finger und dein Atem, der die Dünen schreiten heißt. Pillkoppen lehrte es mich. Links die See und rechts das Haff: dein Werk. Silbern der Gischt und golden die Sonne: deine Pracht. Aber ich habe diesen Flecken nicht lieb um seines Reichtums willen, sondern seiner Armut halber. So viel Sand, so viel Seele hat das Land.

Ein brauner Julikäfer läuft mir über das Gesicht, und mir zu Häupten musizieren Mücken. Ganze Abermillionenheere. Und nun das! Was ist's? Ein Amselschlag?! Irgendwo in einem Busch hat das Tier die Nacht verbracht. Noch klingt der erste Morgenruf ein wenig zagend. Warum? Der Haffrotschwanz ist schon seit einer Stunde wach, und mich, mich störst du nicht! Besser früh singen als in knisternder Hitze. Besser, ein kurzes Morgenmotiv haben, als den ganzen Tag über harmonielos sein. Besser natürlich, ein volles Leben hindurch sagen können: „Hier bin ich zu Hause!"

Glasflügelig kommt ein Libellenpaar an mir vorüber. Ein lustig Spiel; sie haschen beide. Kantilenen braust das Meer zu dieser Hochzeitsymphonie der Leichtbeschwingten. Die Erde lehrt mich hier ein neues Lied: Im selben Maße, wie man zu lieben weiß, liebt uns die Erde wieder. Darüberfort täuscht keine Vision.

Kulturelle Rückschau auf Hamburg

Die Ostdeutsche Heimatwoche in Hamburg in den Maitagen war nicht nur eine gewaltige und eindrucksvolle heimatpolitische Demonstration der Heimatvertriebenen, ein Appell an die Weltöffentlichkeit, ihnen die entrissene Heimat wiederzugeben, sondern auch zugleich ein Spiegelbild der kulturellen Leistungen des deutschen Ostens.

Und im Rahmen der reichhaltigen Fülle der kulturellen Veranstaltungen nahm unsere liebvertraute Ostpreußenheimat einen besonders breiten Raum ein. Das geistig-kulturelle Schaffen in Ostpreußen hat in der Dichtung und Musik, in Baukunst und Malerei einen tiefgründigen Ausdruck gefunden und, insgesamt betrachtet, wahrlich beachtliche und umfassende Leistungen aufzuweisen. Die kulturellen Veranstaltungen in Hamburg waren nur ein kleiner Beweis dafür.

„Der Zauberer Gottes"

Die Aufführung dieses Schauspiels, in dessen Mittelpunkt das masurische Original, Pfarrer Michael Pogorczelski, steht, gestaltete sich zu einem besonderen Erfolge. Dieser Pfarrer aus dem Masurendorf Kallinowen, über dessen Leben und Wirken wir bereits in unserer vorigen Ausgabe berichteten, war im Grunde seines Wesens ein gütiger, überaus kluger, lebensfroher, die Heimat und ihre Menschen über alles liebender Seelsorger. Der Elbinger Heimatdichter Paul Fechter hat dieses „Masurenoriginal" in den Mittelpunkt seines Volksstückes gestellt, das in Hamburg im Deutschen Schauspielhaus der Ostdeutschen Heimatwoche gewissermaßen den festlichen Auftakt gab. Der berühmte Schauspieler Vasa Hochmann verkörperte meisterhaft den Pfarrer Michael Pogorczelski, während Walter Jung, der vielen Königsbergern noch von seiner früheren Tätigkeit beim Schauspielhaus als Charakterdarsteller bekannt ist, den Oberkonsistorialrat von Drygalski gestaltete.

Heimatsendung des NWDR

Unter dem Motto „Kein schöner Land in dieser Zeit" wurde vom Nordwestdeutschen Rundfunk in Hamburg eine ostdeutsche Heimatsendung durchgeführt, die künstlerisch vortrefflich gelang und im Lied unsere alte Heimat erstehen ließ. Alle an der Hamburger Tagung teilnehmenden Landsmannschaften kamen in dieser Sendung zu Worte. Doch ein wenig warm und weh um's Herz wurde uns, als wir einige bekannte Lieder unserer Ostpreußenheimat hörten: das anheimelnde „Ännchen von Tharau", das Masurenlied „Wild flutet die See" usw. Ein ostpreußischer Junge brachte frisch und froh mundartliche Verse „Putthähneken".

Ostpreußisches Musikschaffen

Ein Erlebnis ganz besonderer Art war für alle ostpreußischen Musikfreunde die musikalische Veranstaltung im Mozartsaal in der Moorweidenstraße. Zehn ostpreußische Künstler musizierten mit innerer Hingabe. Besonders gefiel die Komposition (Streichquartet in einem Satz) des Königsbergers Otto Besch, des „Mittsommerliedes". In den Tönen dieser Musik glaubten wir den ostpreußischeni Sommer zuinnerst zu erleben. Von den Künstlern verdienen eine besondere Erwähnung die Herren Willi Enders, Kurt Blum, Richard Fährmann und Paul Kohr (Streichquartett), das Trio Gerti Wieck, Kurt Wiek, Margarete Giedat und die Sängerinnen Carla Maria Pfeffer (Sopran) und Ursula Zollenkopf (Alt). Letztere trat mit mehreren Brahms-Liedern auch solistisch hervor und erntete starken Beifall.

„Unberührte Natur der Heimat"

Der bekannte ostpreußische Schriftsteller Walter von Sanden-Guja belebte die kulturellen Veranstaltungen der Ostdeutschen Heimatwoche in Hamburg durch seinen hochinteressanten Lichtbildervortrag mit einzigartig schönen und seltenen Farbaufnahmen in der Aula der Universität. „Unberührte Natur der Heimat" lautete das Thema. An Hand prächtiger Aufnahmen ließ der Schriftsteller die Schönheit unserer Ostpreußenheimat aus der Tier- und Pflanzenwelt vor unserem Auge erstehen und stellte den sichtlich begeisterten Zuhörern beeindruckend unter Beweis, daß er nicht nur ein Könner in der schildernden Darstellung, sondern auch zugleich ein Künstler auf fotografischem Gebiet ist.

Kunst zwischen Weichsel und Memel

Nach Begrüßungsworten von Frau Ida Wolfermann-Lindenau sprach Christian Otto Frenzel in einem interessanten Vortrag über Kunst zwischen Weichsel und Memel. Vierzig Lichtbilder von Darstellungen ostpreußischer Künstler belebten die Ausführungen, die einen tiefen Einblick in das Schaffen von Lovis Corinth, Käthe Kollwitz usw. gaben.

Ostpreußische Kulturgemeinschaft

Zahlreiche Kulturschaffende der Ostpreußischen Kulturgemeinde trafen zu einer Tagung zusammen. Hansgeorg Buchholtz wies auf das Flüchtlingsproblem hin, wie dieses sich bei den geistig Schaffenden ungünstig auswirkte. Er betonte besonders die Notwendigkeit, die Jugend mit der kulturellen Entwicklung der entrissenen Heimat vertraut zu machen. Der Ältestenrat der Ostpreußischen Kulturgemeinschaft setzt sich zusammen aus: Walter von Sanden-Guja als Vertreter des Schrifttums, Prof. Walter Ziesemer als Vertreter der Wissenschaft, Otto Besch als Vertreter der Musik und Ida Wolfermann-Lindenau als Vertreterin der bildenden Künste. Im Rahmen der Kulturgemeinschaft wurde ein besonderer Arbeitsausschuß mit dem Sitz in Hamburg gegründet, der in Abteilungen untergliedert ist. Dieser Ausschuß setzt sich zusammen aus Ruth Geede für das Schrifttum, Prof. Bruno Schumacher für die Wissenschaft, Otto Besch für Musik, Ida Wolfermann für die bildenden Künste, Lieselotte Trunt für Jugendfragen, Hansgeorg Buchholtz für die pädagogische Arbeit, Frau Syttkuss für das Kunstgewerbe, Oberspielleiter Eberhard Gieseler für die Rezitationen.

Vorsitzender der Kulturgemeinschaft wurde Hansgeorg Buchholtz. Unsere Dichterin Agnes Miegel wird gebeten werden, die Ehrenpräsidentschaft der Ostpreußischen Kulturgemeinschaft zu übernehmen.

„Masurens Schönheit in Wort, Bild und Ton"

Die herbe Schönheit der masurischen Landschaft erstand in der gut gelungenen masurischen Heimatstunde, der Ruth Geede, Fritz Kudnig, Erminia von Olfers Batocki und Hansgeorg Buchholtz die inhaltliche Gestaltung gaben und das einzigartige Seengebiet mit all seiner Romantik gegenwartsnah werden ließen.

Alles in allem wurde in den mannigfaltigen kulturellen Veranstaltungen der ostdeutschen Heimatwoche in Hamburg das Volkstum unserer alten Heimat und ihr kulturell-künstlerisches Schaffen im Laufe der Jahrhunderte und im Spiegel der Gegenwart so wirkungsvoll gezeigt, daß jeder ostpreußische Landsmann mit der inneren Genugtuung heimfuhr: die Kultur unserer Heimat ist lebendig, auch in der Verbannung!

—nk.

„Singendes Ostpreußen"

In gefälliger Aufmachung bringt das Liederbuch „Singendes Ostpreußen", herausgegeben von Walter Schiemann, Werl/Westf., und erschienen im Ernst Wilhelm Schulz-Verlag, Minden/Westf., die schönsten deutschen Heimat-, Wander- und Volkslieder mit vielen herrlichen Bildern unserer schönen Heimat Ostpreußen. In mühevoller Kleinarbeit ist hier das Liedgut Ostpreußens zusammengetragen worden. Die vielen vertrauten Heimatlieder aus Volks- und Brauchtum lassen Ostpreußens Vergangenheit im Lied lebendig und gegenwartsnah werden.

Gerade jetzt in den Zeiten großer materieller Not und im Exil wollen wir uns in frohen und ernsten Liedern dessen erinnern, was wir verloren haben. So dürfte das vorliegende, reichhaltige und geschickt zusammengestellte Heimatliederbuch in keiner ostpreußischen Familie fehlen.

Wo man Ostpreußenlieder singt, da lebt noch stark die alte Heimat der Seen und Wälder, der Nehrung und Ostsee, der stolzen Kantstadt und aller idyllischen Städte und Dörfer, in denen wir dereinst „to Hus" waren. —S.

Osteuropäische Forschungsstelle

Mit der Wiederbeschaffung der im Kriege verlorengegangenen wissenschaftlichen Arbeiten über den europäischen Osten und Südosten soll sich eine Osteuropäische Forschungsstelle befassen, deren Errichtung das bayerische Kultusministerium plant. Die Leitung soll Professor Dr. Dr. Oberländer, früher Königsberg und Prag, Vorsitzender der Organisation der Lehrer und Hörer der sudetendeutschen Hochschulen, übernehmen.

DAS BANNRECHT

Von Ernst Wichert

Ernst Wichert ist von Ernst Wiechert in den Hintergrund gedrängt worden. Es geschieht freilich beiden Unrecht, wenn man sie miteinander vergleicht. Ernst Wichert lebte von 1831 bis 1902. Er war in Insterburg geboren, hatte in Königsberg studiert, war 1860 Kreisrichter in Prökuls an der russischen Grenze, 1863 Stadt-, 1877 Oberlandesgerichtsrat in Königsberg, schließlich 1887 Kammergerichtsrat in Berlin geworden. Seiner Zeit wurde er hauptsächlich als Dramen- und besonders als Lustspieldichter bekannt. Man hat diese Stücke heute vergessen, aber für viele lebt er fest in seinen großen ostpreußischen Romanen „Heinrich von Plauen" und „Der Große Kurfürst". Daneben kennt man ihn noch als Verfasser der ausgezeichneten „Litauischen Geschichten". In allen diesen Romanen und Novellen, von denen nur diese wenigen bekannt seien, lebt der Geist der ostpreußischen Bevölkerung, wie auch die litauischen Eigenheiten mit einem bewunderswerten Sinn für die vielen und wesentlichen Merkmale erfaßt sind.

Die Erzählung „Das Bannrecht", die wir jetzt zum Abdruck bringen, zeigt Wichert auf dem Höhepunkt seiner Kunst und erweist die Tiefe seiner Fähigkeit, die tragischen Herzlichkeiten des ostpreu ßischen Charakters zur Darstellung zu bringen.

Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Ostpreußen ein Wassermüller namens Lebrecht Meinerz. Er war weithin als ein wohlhabender und wohltätiger, rechtschaffener und streng gewissenhafter Mann bekannt, dem auch seine Feinde nichts Schlimmeres nachzusagen wußten, als daß er etwas strenge und eigensinnig auf sein Recht halte. Denn Feinde hatte er schon deshalb, weil er eine Meile in die Runde der einzige Müller war und nach seinem Privileg alle Eingesessenen zwingen konnte, ihr Getreide auf seiner Mühle abmahlen zu lassen, mochten sie dabei auch Unbequemlichkeiten haben und Zeitverlust erleiden. Das nannte man ein Bannrecht.

Das Privileg aber war mehr als vierhundert Jahre alt. Damals war ein Müller Josuas Meinerz in das Ordensland Preußen aus Sachsen eingewandert und hatte vom Hochmeister, dem er gute Dienste tat, vier kulmische Hufen Land am Nadrauneflüßchen verliehen erhalten, dazu den Nadraunesee und das Recht, am Abfluß ein Wehr und dahinter eine Mühle anzulegen, auf dem See mit allen Gezeugen zu fischen, ein einziges Netz ausgenommen, das besonders benannt war und der Fischerei gefährlich galt. Am Flüßchen sollte keine zweite Wassermühle angelegt werden dürfen, auch keine Windmühle gebaut werden innerhalb der Bannmeile, und jeder Einwohner des Dorfes am See und der anderen Dörfer in der Nachbarschaft und des ganzen Bezirkes gezwungen sein, bei hoher Strafe nur diese Mühle zu benutzen. Dafür hatte der Müller an das nächste Ordenshaus einen Geldzins zu zahlen und Naturalien zu liefern, auch im Kriege einen Gewappneten zu Roß zu stellen und ihn zu unterhalten. Das alles stand auf festem Pergament verschrieben, auch daß das Privileg auf die Nachkommenschaft übergehen sollte, und daß die Herrschaft sich in alle Ewigkeit der Befugnis begebe, an diesem Verhältnis etwas zu ändern. An die Verschreibung war das Komturs-Siegel in einer bleiernen Kapsel gehängt, und das Pergament steckte in einem Futteral von starkem Eisenblech, das keine Feuchtigkeit einließ. Verschlossen war es mit einem eisenbeschlagenen Kasten unter des Müllers Bett, worin auch von alter Zeit her alle andern auf die Mühle bezüglichen Skripturen und Akten aufbewahrt wurden.

„Für ewige Zeiten" — das war ein kühnes Wort. Aber vierhundert Jahre hatte es sich nun schon bewährt. Der Deutsche Orden war unter polnische Oberhoheit gekommen und dann säkularisiert worden; Herzöge hatten über das Land geherrscht und dann die Brandenburgischen Kurfürsten und später nacheinander vier Könige von Preußen, der jetzt regierende aber war der fünfte. Sitten und Moden hatten gewechselt, gute und schlechte Zeiten waren vorübergegangen; aber die Mühle stand noch auf dem alten Platz, und ein Müller Meinerz wohnte darin und hütete das Privileg im Kasten unter seinem Bett. Er war stolz darauf, wie nur ein Edelmann auf seinen viernundertjährigen Stammbaum hätte sein können. Er hatte auch sonst Grund, sein Privileg Wert zu halten, denn seine Vorfahren waren dadurch reiche Leute geworden und hatten zu den vier Hufen noch zwanzig Hufen hinzuerworben, so daß sie sich zu den großen Grundbesitzern im Kreise rechnen durften, und von Lebrecht Meinerz wollte man wissen, daß er auch viel Geld ausstehen habe und die Goldstücke in einem großen Topf sammele für die Aussteuer für seine Tochter Anne.

Er hatte in seiner Jugend keine große Schule durchgemacht, das war damals noch nicht Brauch. Aber die Landwirtschaft und Müllerei verstand er trefflich, und der Pfarrer, Rentmeister und Oberförster spielten mit niemand lieber ihr Boston als mit ihm. Er hatte auch allerhand Ämter, wie sie Vertrauenspersonen aufgetragen zu werden pflegen, und stand in dem Ruf, ein sehr patriotischer Mann zu sein, den der König selbst belobt habe.

Das verhielt sich auch wirklich so. Denn nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, als die königliche Familie nach Preußen kam und der Rest des geschlagenen Heeres von Napoleon bedrängt wurde, hatte Lebrecht Meinerz seine beiden eigenen Söhne dem König zugeführt und zu ihm gesagt: „Ew. Majestät wissen, daß ich nach meiner Verschreibung in Kriegsnöten nur einen Gewaffneten zu Roß zu stellen habe, wenn ich gerufen werde, und von meinem Blute darf es nicht gerade sein. Ich bin noch nicht gerufen, aber das Land ist in Gefahr und ich habe gehört, daß die Frau Königin geweint hat über ihrer Kinder Not. Da bringe ich zwei zu Pferde, und es sind meine Söhne. Und ich wollte Ew. Majestät auch freundlichst gebeten haben zu gestatten, daß ich etwas abgelegtes Geld beim Kriegszahlmeister anbringe, die Montur und Verpflegung abzufinden, da ich doch nicht weiß, wie es dem Regiment paßt. Gott erhalte Ew. Majestät!" Da hatte der König in allem seinem Kummer freundlich gelächelt und ihm die breite Schulter geklopft und geantwortet: „Brav! Sehr brav! Wäre Preußen geholfen, wenn viele dächten wie der Müller Meinerz. Soll ihm unvergessen sein!"

Die beiden Söhne waren eingekleidet. Ihre Schwadronen hatten in der schrecklichen Schlacht bei Friedland an einem Angriff auf die feindlichen Linien teilgenommen, und die beiden Brüder waren, von demselben Kartätschenschuß getroffen, auf dem Felde der Ehre geblieben. Das war ein herber Schmerz für das Vaterherz gewesen; aber nur der würdige Pfarrer Günther, der dem Müller ein Freund war, hatte seine Klagen gehört. Sonst hielt er sich „stramm im Unglück" und mühte sich, die Leute nicht sehen zu lassen, was ihn sein patriotisches Opfer kostete. Nur daß in einem Jahre sein dunkelbraunes Haar grau geworden war und tiefe Furchen sich in seine breite Stirn und in die fahlen Wangen gelegt hatten, mußten sie wohl bemerken. Er war in diesem Jahre ein alter Mann geworden, aber auch ein stiller Mann, der nicht gern ein Wort über den notwendigen Bedarf sprach, seine Dienstleute kurz abfertigte und von der alten Marthe, seiner Haushälterin, seit der Müllerin frühem Tode, oft über schweren Gedanken brütend getroffen wurde.

Schon immer war sein strenges Wesen in allem, was das Geschäft und die Wirtschaft anging, bekannt gewesen. Jetzt fürchtete man sich mit ihm zu verkehren oder ihm mit Bitten um allerlei Nachlaß seiner Befugnisse in die Quere zu kommen. Es sollte alles „streng nach dem Rechten" gehen, wie es sein Privileg besage. Fast schien es so, als ob ihm das alte Pergament noch mehr ans Herz gewachsen sei, nachdem er zwei seiner Kinder verloren, mit deren Zukunft er sich sonst gern beschäftigte. Nun fragte er nur immer: „Was wird aus der Mühle werden?" Der Pfarrer redete ihm wohl freundschaftlich zu: „Sorgt nicht so weit hinaus! Jedem ist sein Pflichtwerk gesetzt auf dieser Erde, und wer ihm gerecht wird, der mag ruhig der Welt ihren Lauf lassen." Er aber antwortete: „Das ist leicht gesagt. Aber wer etwas übernommen hat, das viele hundert Jahre alt ist und sich bewährt hat, der steht nicht allein für sich, er soll's auch dem künftigen Geschlecht konservieren. Für ewige Zeiten — ist da in der Verschreibung zu lesen, und es soll nicht umsonst verschrieben sein."

Er hatte noch einen dritten Sohn, den ältesten, und Walter war sonst sein Stolz und seine Freude gewesen. Nun war er seine Sorge. Walter Meinerz studierte die Rechtswissenschaft, bestand glänzend seine Examen und wandte sich dann der Verwaltung zu in der Meinung, daß der Staat hier bald die tüchtigsten Kräfte zu dem unausbleiblichen großen Reformwerk brauchen werde. Er arbeitete seit mehreren Jahren schon bei der Kammer und war kürzlich Assesor geworden. Er bekannte sich mit ganzer Überzeugung zu den Ideen Schön's und war ihm ein lieber Gehilfe.

Einen „studierten" Sohn zu haben, gefiel dem Müller sonst schon ganz gut. Er dachte ihm einmal den größten Teil seines beträchtlichen Barvermögens zuzuwenden, während sein zweiter Sohn die Mühle, sein dritter das Landgut übernehmen sollte. Es konnte den beiden eine Ehre sein, einen Bruder im Landes-Collegium sitzen zu haben. Nun hatte der Tod sie hingerafft, und dieser eine war ihm übrig geblieben, dessen Beruf weit ablag von dem, was seinem Herzen am nächsten stand, und der nie für die praktische Tätigkeit eines Müllers oder Landwirts Neigung gezeigt hatte. Aber das war es nicht einmal allein, was ihn mit Sorgen erfüllte. Walter pflegte seine Ferien, selbst die kurz bemessenen, zu Hause zu verbringen, — zog ihn dorthin, wovon freilich der Vater nichts wußte, die Liebe zu Margreth, der hübschen und klugen Pfarrerstochter. Nach der Brüder Tode hatte er sogar wiederholt außer der Zeit einen Urlaub genommen, um dem alten, tiefbekümmerten Manne tröstend zur Seite zu stehen. Da war denn auch oft genug das Gespräch auf die Politik und Staatswirtschaft gekommen, und Walter hatte Ansichten entwickelt, für die des Vaters ungeschulter Kopf gar keinen Anhalt gefunden. Nach seiner Meinung war das Unglück über Preußen gekommen, weil man an der alten Sitte und dem alten Recht nicht strenge genug festgehalten hatte; nun sollten alle Dinge umgekehrt, alle Fesseln gelöst, alle Verpflichtungen aufgehoben werden. Es war nur immer von Ablösungen der Lasten und von Befreiungen die Rede, allenfalls von Entschädigungen, und der alte Rechtszustand sollte von Grund aus verändert werden. Der Müller merkte bald, daß er beim Disputieren seinem Sohne nicht gewachsen sei, und verhielt sich daher mehr und mehr schweigsam, aber es wollte ihm doch nicht in den Sinn, daß die Regierung selbst so „aufrührerisch" vorging, und noch weniger konnte er damit fertig werden, daß auch der Pfarrer, der sich doch nach Gottes Wort richten sollte, dem Assessor bereitwillig beistimmte. Nach seinen Gedanken konnte da nichts Kluges herauskommen.

Freilich hatte er für alles, was ringsum in der Welt passierte, fast den Standpunkt in seiner Mühle genommen. Sie sollte bleiben, wie sie war, und es entging ihm wohl nicht, daß dann auch alles andere bleiben müßte, wie es sei. Irgendwo am Bestehenden rütteln, hieß ihm sein eigenes Haus gefährden, und es verursachte ihm schon Beängstigung über Dinge hin und her reden zu hören, die ihm unantastbar und unwandelbar schienen wie das Evangelium. Es war nun einmal „Gottes Ordnung", daß zu jeder Mühle auch eine Bannmeile gehörte, und daran sollte nicht gerührt werden.

Er wußte aber recht gut, daß es genug Leute in seiner nächsten Nachbarschaft gab, die gerade daran bei jeder Gelegenheit zu rühren sich zum Geschäft machten. Da war es den Besitzern, die ihre Wiesen oberhalb des Sees hatten, verdrießlich, daß er das Wasser so hoch und so lange staute, als es sein Recht war, um seine Mahlgäste bedienen zu können; da klagten die Leute, daß sie auf ihr Mehl, gerade wenn sie es brauchten, warten müßten; da waren die Bauern aus den ferneren Ortschaften unzufrieden, wenn sie umsonst das Fuhrwerk schickten und ihre Knechte versäumten, und vor allem der Bäcker Matz im Dorfe, ein pfiffiger Kerl, der sein Brot nie klein genug backen konnte, räsonnierte tagtäglich im Kruge und warf mit Redensarten herum, die er in der Zeitung aufgelesen hatte. Er müsse seine Abgaben bezahlen wie ein anderer, und jedermann müsse seine Abgaben bezahlen, und daher müsse auch gleiches Recht für alle sein. Das sei aber ein Unrecht, daß der Müller ein Privileg habe und damit alle Eingesessenen zwingen könne, bei ihm mahlen zu lassen, ob sie wollten oder nicht, und ob sie's wo anders billiger, besser und schneller haben könnten. Das müsse geändert werden, wenn der König es mit seinen Untertanen gut meine.

Fortsetzung folgt.

An die Geduld

Du bist von allen Schwestern, die ich kenne,
Die stillste doch, die nie zu nahe tritt,
Und mir, wenn ich in Ungeduld verbrenne,
Mit sanftem Zögern mäßigt meinen Schritt.

Wie greift so gern ein ungestümes Hoffen
Dem dunklen Tag mit kühnem Sprung voraus
Und bricht, vom blinden Wellenschlag
getroffen,
Zusammen wie ein schlecht verstrebtes Haus.

Verzweiflung, Not und täglich banges Fragen:
Für Dich sind sie am Weg der Meilenstein ...
Du hilfst die Bürde mutig weiter tragen
Und läßt den Armen niemals ganz allein.

Ein Bote ferner Unermeßlichkeit
Führst Du uns lächelnd so aus Not und Zeit.

Gerhard Kamin

Masuren-See

Einsam weiß ich ihn, von Wolken bedräut,
aber die Wälder schirmen ihn funkelnd und breit,
ihre Zacken, feierlich, Speer an Speer,
beugen sich über das Wasser schwer.
Dämmernis macht seine Fläche tiefdunkel,
ein Glanz liegt darauf wie von altem Karfunkel,
doch am Morgen seh ich ihn bläulich und heiter,
die Sonne klettert auf goldener Leiter
hinunter zum See und macht ihn berauscht,
da haben die Wellen trunk'nes Geflüster getauscht,
da warfen sie all ihre Schwermut ans Land —
Und ich, Begierige, hob sie mit meiner Hand.

Wanda Friese

Erregendes Dokument düsterer Geschichtlichkeit

Reinhard Wittram, Drei Generationen. Deutschland, Livland, Rußland 1830 — 1914. Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung, Göttingen. Brosch. DM 11.—; Halbleinen DM 12.80.

Dieses Buch nimmt seinen Stoff aus einem reichen Schatz von Familienpapieren, seine Form aus einer überlegnen Einsicht in die soziologische Struktur der Menschen, welche diese Briefe und Aufzeichnungen hinterließen. Eine weite Erfahrung wird in ein reifes Urteil über einen ostdeutschen Menschenschlag geführt, der nur aus seiner landschaftlich-politischen Bindung zu begreifen ist. Das vorliegende Werk ist kein Erinnerungsbuch im herkömmlichen Sinn; es überhöht seine Gattung, indem es sich zu einer menschenkundlichen Studie ausweitet und den politischen Begriff von einem Teil des ostdeutschen Menschentums klärt.

Die Darstellung setzt mit der Lebensbeschreibung des Einbecker Färbersohnes J. Fr. Wittram ein, der, unbefriedigt von der Gleichgültigkeit der innerdeutschen Verhältnisse nach Abschluß der theologischen Studien sich bereit findet nach Osten auszuwandern. Er entschließt sich zu diesem Schritt aus einem Lebensgefühl ruhiger, an Gott gebundener Mäßigkeit und Sicherheit heraus. Bald wird er in Kurland Hausleherer des Grafen Heinrich Keyserling, Vater des späteren Freundes Bismarcks, Alexander K.'s. Nach sechs Jahren wird er Gymnasiallehrer in Riga. Ein großer Freundeskreis umgibt ihn hier allmählich, auch über den engeren Rahmen der Schule hinausgreifend. Die Frau gewinnt er im Pastorat Rauge in Livland. Aus der Ehe mit Caroline Hollmann entstammen neun Kinder. Eigener Boden wird in Riga erworben, der bis 1920 im Besitz der Familie verbleibt.

Das Wittramsche Haus in Riga wird zu einem Zentrum für die Familie, wie das Raugesche Pastorat, das über drei Generationen hin in der Familie Hollmann bleibt. Fast alle Angehörige der Familie gehören dem Stande der „Literaten"" an, die eine so einflußreiche Rolle spielen, und von denen der Verf. ein feinsinniges Bild entwirft. Schon 1855 stirbt J. Fr. Wittram erst 55jährig. Der Beginn der Ehe steht unter dem Eindruck der ersten Russifizierungsversuche der deutschen Ostseeprovinzen seitens der russischen Regierung. Das Russentum macht sich ständig steigernd fühlbar in allen Lebensverhältnissen. Den Krimkrieg empfindet man so als eine unmittelbare Bedrohung. Die Regierungszeit Alexanders II. bringt indes eine Erleichterung, viel von der „chinesischen Mauer", hinter der auch die baltischen Provinzen eingeschlossen waren, wird abgetragen.

Wie ein Symbol empfand man die Schleifung der Rigaer Festungswälle. Aber das Gefühl, in einem fremden Land zu leben, verläßt die Deutschen im Grunde niemals. Die Befürchtungen vor den Kreisen, die man das Jungrussentum nannte, tauchen recht früh auf. Man ist sich der inneren Gefahren des äußerlichen Fortschrittes wohl bewußt. Deutlich prägt sich der Charakter dieser Menschen aus in der Verquickung des persönlichen Geschicks mit dem allgemeinen Geschehen; eine gewisse Einseitigkeit tritt an einer solchen Interesseneinschmelzung hervor, die ein monomanes Verhalten dieser Menschen in Angriff wie in Verteidigung zu erklären vermag, ein eigentümliches, oft schwer verständliches Selbstbewußtsein.

J. Fr. Wittram stirbt unmittelbar vor Ausbreitung der lettischen und estnischen natiotionalen Bewegung. Lange Zeit erkannte man nicht das geschichtliche Gewicht, das diesem Vorgang zukam. Dabei bleibt die Verbindung zu Deutschland stets lebendig, wenn es auch immer das „fremde" Land heißt. Man ist sich freilich bewußt, daß man in den „am Rande der abendländischen Kulturwelt stehenden Ostseeprovinzen die Umdrehungen des Zeitlaufs viel langsamer mitmacht als das Zentrum". Das war ja auch schon in Ostpreußen so. Doch es bleibt das „geistige Vaterland", bewußt auf groß angelegten Reisen so erlebt. Auch an den politischen Ereignissen nimmt man teil, eifrig zupfen die Frauen 1870/71 Charpie, die Männer freuen sich der deutschen Siege. Aber die Kritik am deutschen Leben nach 1870 erwacht.

Am reizvollsten und interessantesten sind vielleicht die Kapitel des Buches, die dem kirchlichen Leben gewidmet sind. Die Struktur des livländischen Pastorats, die Kämpfe um das Luthertum, das bedroht von Pietismus und Orthodoxie einen schweren Stand hat, die hohe Kultur des Raugeschen Pfarrhauses, all dieses findet anschauliche Darstellung. Im Vordergrund steht die bedeutende Gestalt des späteren livländischen Generalsuperintendenten Friedrich Hollmann, wie auch seine Frau Marie. Die Studienzeit Hollmanns gibt willkommenen Anlaß, von den Schicksalen der wichtigen Universität Dorpat aus jenen Tagen zu berichten; Engelhardts und Öttingens Einfluß werden deutlich. Die Kämpfe, in die Hollmann sich zu Ende des Jahrhunderts gestellt sah, charakterisieren ihn als einen hohen Verfechter kirchlichen Sinnes und evangelischen Glaubens; ein Mann, der daran glaubt, die Gegensätze in einer höheren Gemeinschaft zu versöhnen. Völkischen Nationalismus und Russifizierung bekämpften in gleicher Weise in dem kirchlichen Leben ein landesstaatliches Element, dessen Untergang sich deutlich am Horizont abzeichnete, den Zeitgenossen freilich noch unbewußt. Auch die im eigenen Wesen dieser Menschen liegenden dekompositorischen Kräfte, die diesen Prozeß begleiten, begünstigen, beschleunigen, werden vom Verfasser nicht verschwiegen und objektiv beurteilt. Das Gefühl, letztlich auf verlorenem Boden zu stehen, erwuchs schließlich einer Jahrhunderte währenden, lang sich auswirkenden Überlieferung.

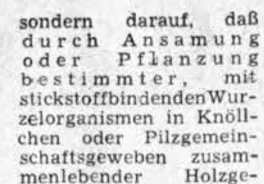
Den Abschluß des schönen Buches bilden Erzählungen aus dem Leben einzelner Familienmitglieder, in das die immer weiter um sich greifende Russifizierung verwoben ist, aber auch die revolutionären Ereignisse der Jahre 1905/06, bei der es ja schon um mehr ging, als um die Abschüttelung der deutschen Herrenschicht. Doch noch einmal sammelte sich das Deutschtum, indem es eine Neubegründung seines Bildungswesens vornahm und eine starke Vereinstätigkeit entwickelte, die den Schutz der deutschen Interessen bis in das politische hinein übernahm. Von neuem begann ein Kampf der Deutschen um das Bleiben im Land. Von hohem sittlichen Ernst ist die Bewegung getragen, die sich auch zu großen Opfern bei dem Einzelnen bereit fand. Schwerer aber noch als bei den Vorfahren drängt sich trotz allem Begeisternden auch in dieses Geschlecht die lastende Ahnung von einem unabwendbaren Verhängnis.

Die Ereignisse der letzten Jahre rücken alle diese Vorgänge und Gedanken, die an dem Leser vorüberziehen, in ein unheimliches Licht und machen das Buch Wittrams von der Geschichte seiner Vorfahren zu einem erregenden Dokument düsterer Geschichtlichkeit.

gs

Dr. Walter Benrath:

Dünen und Moore



Naturwissenschaftliche Plauderei über den Kampf um natürlichen Küstenschutz

Wir Königsberger haben stets unsere Verbundenheit mit der Samlandküste nicht allein durch den Jahr für Jahr steigenden Besuch der dortigen aufblühenden Ostseebäder zum Ausdruck gebracht, sondern sie auch durch unser Interesse bekundet, das wir dem Schutz der Steilküste bei Georgenswalde-Warnicken, der Anlage von Buhnen oder den Schutzmaßnahmen gegen den wandernden Sand, namentlich aber deren Krönung in Gestalt der Wanderdünenfestlegung auf der Kurischen Nehrung entgegenbrachten.

Die Pflege der Vordüne wurde — namentlich auf der etwa 90 Kilometer betragenden bogenförmigen Verbindung zwischen der „Nehrungswurzel" mit ihrem Geschiebemergelkern bei Cranz-Sarkau über die erdgeschichtlich weit jüngeren Sandanlagerungen mit dem nördlichen Festlandskern bei Memel — allmählich zu einem Problem, das von der ostpreußischen Provinzialverwaltung aufgegriffen werden mußte. Denn mit seiner Lösung stand und fiel der elementare und durch verschiedene geographische Besonderheiten der ostpreußischen Küste geförderte Anhäufungsprozeß ungeheurer Wanderdünen mit seinen verheerenden Folgen für die Haffdörfer auf den Nehrungen, und darüber wollen wir uns im folgenden etwas ausführlicher unterhalten.

Selbstverständlich waren schon an anderen Küstenabschnitten außerhalb Ostpreußens Erfahrungen gesammelt und in die Tat umgesetzt worden, wie man die durch vorwiegend west-östliche Küstenströmungen im Wasser transportierten und durch die ebenfalls hauptsächlich westlichen Winde im schrägen Winkel ans Land geworfenen Sandmassen dauerhaft „binden" könnte; denn das war die Hauptaufgabe der preußischen Dünenverwaltung, die jedoch naturgemäß daran zu gleichen Teilen, wie die Forstverwaltung des Binnenlandes interessiert sein mußte, da man zugleich mit der Sandbindung auch eine Aufforstung erhoffte, und das Ganze nirgends so dringend ein entscheidendes Vorgehen des Staates erforderte, wie auf den ostpreußischen Nehrungen!

Die natürliche Verbreitung des sandbildenden Strandhafers und der wenigen hierher gehörenden, sich stockwerkartig der Übersandung unter Ausbildung kriechender Ausläuferverzweigungen entziehenden Pflanzen kam den obigen Zielen des Staates unmittelbar an der Küste zwar weitgehend entgegen, aber sie genügte natürlich nicht für eine dauernde Festlegung der 600 Meter bis 5 Kilometer breiten Nehrungsbarrière, da man vielmehr die Stabilität eines Waldes erstreben mußte, hierfür jedoch auf Wanderdünengelände noch über keinerlei Präzedenzfall verfügte. Man wußte nur aus den Berichten der Dünenwärter, daß an denjenigen Küstenabschnitten, wo alter Hochwald vorhanden war, die starken Stürme zwar an der Waldkulisse gebrochen wurden, dafür aber umso verheerender durch Umlenkung ihrer Luftmasse auf den Boden wirken mußten, wenn das Vorgelände über keine geschlossene Vegetationsdecke verfügte und diese nicht ebenfalls zur Bremsung der Windwirkung mitherangezogen wurde. Der Ausgleich mußte behördlicherseits in einer Verbreiterung des Vordünen- und Vorgeländestreifens und in der durch Versuche zu ermittelnden richtigen Auswahl und Pflanzweise windschwächender Gehölzlehnen vor der eigentlichen Hochwaldfront gesucht werden.

Es kann im Hinblick auf die geringe Anzahl wirklich schöner Blütenpflanzen in diesen dem reinen Nützlichkeitsprinzip unterliegenden Geländestreifen nicht bestritten werden, daß die hinter der Vordüne der ostpreußischen Küste als geschützte Pflanze erhalten gebliebene Stranddistel in unserer Erinnerung an Ostpreußen nicht weniger Anrecht besitzt, als eine Art von Heimatsymbol zu gelten, als der an sich dem gesamten nordischen Raum einschließlich Kanadas angehörende Elch, das anerkannte Charaktertier Nordostpreußens! Unsere schlichte und rauhe Strandpflanze trägt übrigens im Westen unseres Küstengebietes den Namen „Männertreu", und auch das soll uns Ostpreußen an charakterliche Vorzüge erinnern, die wir niemals preisgeben wollen.

Unser neu aufstrebender Heimatverlag hat sich durch seinen Namen für die Zoologie als Stammutter des ostpreußischen Heimatsymbols entschieden, und wir wollen hier keineswegs einen edlen Wettstreit zu Gunsten der bescheidenen Küstenflora ausfechten, vielmehr daran erinnern, daß diese Rivalität tatsächlich einmal eine vielen ostpreußischen Freunden vielleicht unbekannt gebliebene, keineswegs nebensächliche Rolle gespielt hat. Das ergab sich aus der Eigenart des ostpreußischen Küstenschutzes, bei dem es ebenso auf Erhaltung der Sandbindner in der Bodenschicht, wie auf die Formung des großräumigen Vegetationsbildes in Richtung zur Nehrungsbewaldung ankam. Gerade diese Frage aber führt uns über die damaligen Belange Ostpreußens hinweg zu einem mit der Bodenfruchtbarkeit eng verknüpften Problem, und ich hoffe, daß meine Leser mir auch auf diesem Wege wissenschaftlicher Aufklärung ihr Interesse nicht versagen werden.

Die Stranddistel, Eryngium maritimum, ist über ihre Zugehörigkeit zu der angedeuteten Sandbindner - Pflanzengemeinschaft gewissermaßen zum Ausdruck eines Kampfes geworden, den wir Ostpreußen auf vorgeschobenem Posten auch auf dem Gebiet pflanzlicher Kultivierungsaufgaben zu führen durch das Schicksal einst berufen waren . .

Die ungestörte Erhaltung natürlicher Verhältnisse in dem an die Vordünen anschließenden Vorgelände war zu einem Teil der problematischen Aufgabe einer Nehrungsbewaldung geworden.

Mit den Elchen aber hatte es in ihrem Verhältnis zu allen Bepflanzungsplänen eine eigentümliche Bewandtnis, obwohl sie auf der Nehrung — verglichen mit ihrem zahlenmäßig überwiegenden Vorkommen im Ibenhorster Festlandsrevier — weit schwächer vertreten waren. Aber gerade diese „zu schützenden" schwachen Rudel von Elchen auf der Kurischen Nehrung wurden der Anlaß zu außerordentlich tiefgreifenden Maßnahmen der ostpreußischen Provinzialverwaltung — wenn man deren sich auf zoologische und botanische Belange zugleich erstreckende Auswirkungen einmal wissenschaftlich genauer untersucht.

Die Elche sollten sich nämlich „frei vermehren" und durften „nicht gestört" werden, und so nahm die Gumbinner Regierung damals den Ausweg, gerade der Dünenverwaltung, die zu weitgehenden, im obigen Sinne auf die Schaffung eines Nehrungs-Dauerwaldes hinzielenden und das gesamte Vegetationsbild verändernden Maßnahmen entschlossen schien, nach und nach die Zuständigkeit zu entziehen. Man unterstellte einfach die „Elchreviere der Kurischen Nehrung" den Jagd- und Forstschutzmaßnahmen der Forstverwaltung allein!

Im Jahre 1942 wurde der letzte Akt, mit dem man jede Förderung neuzeitlicher, auf tatsächliche Beobachtungen der zuständigen Dünenwärter gestützte Maßnahmen unterband, durch einen Erlaß des Regierungspräsidenten in Gumbinnen abgeschlossen. Das damalige Verbot von Aufforstungen bezog sich auf die letzte 8700 ha große Fläche an der ehemals litauischen (memelländischen) Grenze — der Elch hatte gesiegt . . .



Dünenbefestigung durch Strand-Haferanpflanzung Aufn.: Haro Schumacher

Ich sprach vorher von gewissermaßen rivalisierenden zoologischen u. botanischen Schutzmaßnahmen und wollte damit natürlich nicht etwa nachträglich den Maßnahmen der geschilderten Art ein Mäntelchen umhängen — aber ich rechne dabei mit dem Einwand meiner ostpreußischen Landsleute, die ja alles recht gründlich nehmen. Denn der Schaden des Elches durch Verbiß geringwertigen Stangenholzes — privater Grundbesitz mit großangelegtem Kulturpflanzenbau fehlte ja auf der Kurischen Nehrung völlig — war nicht allzu schwerwiegend, und wenn man es so auffassen wollte, so war der Elch auch an der Düngung des Bodens und damit am Erfolg der Pflanzenschutz- und

Sandbindungsmaßnahmen aller Art beteiligt (wenn man überhaupt den obigen Einwand bei der geringen Anzahl ausgewachsener Tiere nicht als bloßen Scherz auffassen will). Hier muß uns nämlich die Wissenschaft zur Vorsicht mahnen, denn es kommt angesichts des trotz ziemlich hohen Mineralstoffgehalts festgestellten „biologischen Sterilität" des wehenden Ostseebades nicht auf die aus dem Dung herausgewachsenen Humusmengen oder Zersetzungsbakterien an, sondern darauf, daß durch Ansamung oder Pflanzung bestimmter, mit stickstoffbindenden Wurzelorganismen in Knöllchen oder Pilzgemeinschaftsgeweben zusammenlebender Holzgemeinschaftsgewächse mit deren Wachstum eine fortschreitende Einverleibung biologisch hochwertiger Stoffe vor sich geht.



Die Stranddistel stand unter Naturschutz Aufn.: W. Raschdorff

Dünenbepflanzungen wurden auch weiterhin im naturgeschützten Nehrungsgebiet durchgeführt — ja sogar forciert; aber alles das erfolgt nur noch im Rahmen der überkommenen Methoden. Jahr für Jahr wurden weiterhin die Besteckflächen auf den Wanderdünen vermehrt und die Bergkiefersetzlinge mit einem faustgroßen Ballen Lehm u. Torf zusammen mühsam in den Sand gepflanzt - aber ein wuchskräftiger, auch einmal alle aufgewandte Mühe durch den Holzertrag lohnender Wald konnte dadurch niemals zustandekommen . . . .

Gerade das den Ausflüglern und Wanderern aus Königsberg und aus dem Reich leicht zugängliche Revier Cranz hielt für uns alle ein Musterbeispiel dafür bereit, was aus der richtigen Mischwaldbesiedlung von Dünenflächen auf der Nehrung hätte werden können — ich meine hier die „Plantage" mit ihren starkwüchsigen, schlagfähigen Laubholz- u. Kieferbeständen! Hier konnte nicht nur der geschulte Blick des Botanikers, sondern jeder Vergleiche ziehende Nehrungwanderer die Unzulänglichkeit der bisherigen grundsätzlich auf Monokulturen hinarbeitenden Forstmaßnahmen direkt praktisch und eindringlich erkennen. Die hier den Stürmen und dem „Sandstrahlgebläse" des Strandes trotzenden Wälder der Nehrungswurzel waren ursprünglich Dünenflächen gewesen, deren Bewuchs nur durch eine Ansamung und Mischung mit wurzelsymbiontisch lebenden Laubhölzern, wie der Erle oder des Stranddorns, alle übrigen waldbildenden Vegetationselemente mitgefördert hatte!

Dieses, der übertriebenen Monokultur entgegenarbeitende Naturverfahren ist inzwischen zu einem neuzeitlichen Pflanzungsprinzip geworden, das durch den genialen Forstpraktiker Heuson seit 1931 auf den sogenannten „Kippflächen" des Sandaushubs für den Mittellandkanal in Niedersachsen und auf gleichartigen Flächen des Tagebau-Aushubs von Braunkohlengruben seine Überlegenheit klar erweisen konnte; für Ostpreußen aber war es schon zu spät . . .

Auch der Elch — und das ist das Lehrreiche unserer natürlichen Vergleichsmöglichkeit an der ostpreußischen Küste — hielt sich ja mit Vorliebe gerade in den im Volksmunde als „Elchsümpfe" bezeichneten im Frühjahr überstauten Laubgehölzen der Dünentäler auf und verzehrte deren gegenüber den harzreichen Nadelwäldern viel reichere Knospenpracht, ehe er, geplagt von den dort reichlichen Bremsenschwärmen, zu den im Schwendlunder Revier seit uralten Zeiten bestehenden Moorflächen an der Haffseite abwanderte.

Königsberger Heimattreffen in Hamburg

Das diesjährige große Heimattreffen der Königsberger findet am Sonntag, dem 2. Juli d. J., wie in den Vorjahren, in Hamburg, Park „Planten un Blomen" (Boxarena) statt.

Das Treffen beginnt um 10.30 Uhr mit einem Gottesdienst, der in diesem Jahr von Herrn Pfarrer Lic. Wiese, allen Hufenbewohnern von der Luisenkirche her wohlbekannt, gehalten wird.

Die Ansprachen werden umrahmt von Darbietungen des Ostpreußischen Sängerbundes, der vor kurzem hier in Hamburg neu gegründet worden ist und anläßlich des Königsberger Treffens zum ersten Mal wieder an die Öffentlichkeit tritt.

Im weiteren Verlauf des Programms wird die Teilnehmer u. a. die ostpreußische Jugend aus Hamburg erfreuen. Ein Sing- und ein Volkstanzkreis werden in heimatlicher Tracht ostpreußische Volkstänze und -lieder darbieten.

Den Schluß des offiziellen Teils werden, wie üblich, Durchsagen von Suchmeldungen, Grüßen und Bekanntmachungen bilden.

Schließlich findet als froher Ausklang des Tages in sämtlichen Räumen des Winterhuder Fährhauses ein Bunter Abend mit Tanz durch die Sommernacht statt. Hierbei wirken mit: Bekannte Königsberger Künstler, die Tanzschule Harder-Gebhardi und die Kapelle Eugen Wilcken

Fahrpreisermäßigungen für auswärtige Teilnehmer:

1. Einzelreisende benutzen die um 33⅓ % ermäßigten Sonntagsrückfahrkarten, die von Sonnabendmittag 12 Uhr bis Montag 24 Uhr Gültigkeit haben.

2. Hilfsbedürftige Landsleute erhalten auf Grund einer Bescheinigung der zuständigen Flüchtlingsbehörde eine Ermäßigung von 50 % für vier Fahrten im Jahr. Hin- und Rückfahrt zählen als eine Reise.

3. Teilnehmer, die sich zu einer Gemeinschaftsfahrt zusammenschließen, genießen 33⅓ % Ermäßigung bei Bezahlung für mindestens 12 Personen, 50 % Ermäßigung bei Bezahlung für mindestens 25 Personen, außerdem werden von der Bahn Freikarten (bis zu 5 Stück) je nach Teilnehmerzahl gewährt.

Die örtlichen landsmannschaftlichen Vereinigungen werden gebeten, recht zahlreich Gemeinschaftsfahrten zu organisieren, damit das Treffen wieder, wie im Vorjahre, ein großer Erfolg wird.

An die Ostpreußen!

Eine wichtige Nachricht erreicht uns. Die Wissenschaftliche Buchgemeinschaft e. V. in Tübingen beabsichtigt im Rahmen des bekannten Handbuches der deutschen Kunstdenkmäler, das der große ostdeutsche Kunsthistoriker Georg Dehio begründete, einen Band herauszugeben der die Kunstdenkmäler des ehemaligen Ordenslandes Preußen auf das eingehendste behandelt.

Das Buch hat bereits eine traurige Geschichte hinter sich. Unmittelbar vor dem Zusammenbruch war der Band in völliger Neubearbeitung fertig gestellt und sogar schon gesetzt. Aber alles ging verloren, das Manuskript eingeschlossen. Nur eine Korrektur ist wie ein Wunder gerettet. Es muß nun alles geschehen, daß dieses wichtige Inventarium der ostpreußischen Kunst nicht von neuem zu Grunde geht. Das könnte freilich nur dann der Fall sein, wenn alle, die es angeht, achtlos an ihm vorübergehen. Wir hoffen aber, daß dies weitgehend nicht der Fall sein wird, und bitten alle, die ein Interesse an den künstlerischen Schätzen ihrer alten Heimat besitzen, diesen Band bei der obengenannten Verlagsanstalt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft, Tübingen, Schaffhausener Straße 3, zu subskribieren. Der Preis beträgt nur etwa 8,20 DM. Der Umfang des Buches ist aber 400 Seiten. Es ist beabsichtigt, später einen Bildband folgen zu lassen.

Wer sich an der Subskription beteiligt, erwirbt nicht nur für sich ein Heimatbuch im besten Sinne des Wortes, sondern er tritt damit in die Reihe derer ein, die vor dem deutschen Volk und vor aller Welt davon Kunde geben wollen, was deutscher Geist für die abendländische Kultur in Ostpreußen schuf.

Prof. Götz von Selle

Ostpr. Kirchentag in Stendal

Am Himmelfahrtstag fand in Stendal ein ostpreußischer Kirchentag für die Altmark statt. Schon am frühen Morgen trafen auf Rädern und mit Zügen aus allen Gegenden der Altmark unsere Landsleute in Stendal ein. Lange vor Beginn des Gottesdienstes, der von etwa 2000 Ostpreußen besucht war, versammelten sich nach alter heimatlicher Sitte die Gemeindeglieder im Gotteshause zum Choralsingen. Nachmittags wuchs die Beteiligung noch mehr an, so daß Lautsprecher gelegt werden mußten. Die mittelalterliche Marienkirche faßte kaum die vielen Menschen. Es werden etwa 3000 gewesen sein, die die Ansprachen von Pfarrer George-Berlin (früher Königsberg) und Probst D. Grüber-Berlin hörten.

*

Das Hilfskomitee der evangelischen Deutschen aus Ostpreußen, dessen Vorsitzender Prof. D. Iwand, Göttingen, ist, veranstaltet am 24. September in Rendsburg einen „Ostpreußischen Kirchentag".

*

Unsere Heimatkirche. Die regelmäßige Beilage „Unsere Heimatkirche", die beiden Kirchen unserer alten Heimat zur Verfügung steht, bringen wir wieder in der nächsten Ausgabe unserer Zeitschrift.

Die Elchmutter / Walter von Sanden-Guja

Wer weiß noch von dem Düneninspektor Epha in Rossitten, dem alten „Dünenkönig, der sich den bleibenden Verdienst errang, die Wanderdünen festzulegen? Oder von seiner Tochter, „der Elchmutter", die jeden einzelnen Nehrungselch kannte? Oder ihrem Manne, Albert Möschler, dem Naturkenner mit fast siebzigjähriger Praxis und dem Vater der wilden Bienen?

So zurückgezogen und bescheiden das Häuschen dieser Familie am äußersten Rande von Rossitten zum Walde und zur Lunk hin lag, umgeben von dichten Tannenhecken, alten Obstbäumen und dem Waldrande selbst, so bescheiden, unauffällig und in sich zufrieden vollzog sich auch das Leben dieser Menschen. Hingegeben ihren Pflichten, der geliebten Natur, immer angeregt durch Forschungsdrang und wachsendes Wissen führten sie ein Dasein im Dienste ihrer Heimat, der Kurischen Nehrung und deren Menschen. Sie freuten sich am Leben, hatten für Welt und Menschen das Herz auf dem rechten Fleck und der feine Sinn für fröhlichen Humor durchzog ihre Gespräche, nahm gefangen, wer in ihrer Mitte sein durfte.

Der schwarze Berg, Ephas Höh, Müllers Höh und vieles andere von den Werken und Taten des alten Dünenkönigs werden auch heute und noch lange in den Heimathimmel, über die seidig blaue Ostsee und das weite Haff sehen. Die von ihm gepflanzten Nehrungskiefern werden sich immer noch schütteln im nassen Regensturm wie der Pelz eines großen Tieres, während der, der mit unendlicher Mühe die wandernden, treibenden Dünen befestigte, auf dem Rossittener Friedhof zwischen Dorf und Ostsee unter den Bäumen des Nehrungswaldes im sauberen, weißen Ostseesande ruht. — Wie oft war bei fröhlicher Unterhaltung seine Redensart gewesen: „Des Abends könnt Ihr mich meinetwegen zeitig zu Bett jagen, nur des Morgens laßt mir meine Ruh".

Bei all seiner Mitteilsamkeit und einer frohen Geselligkeit wollte er Stunden der Ruhe haben. Er brauchte sie wohl für die Gedanken und Pläne, die um die Erhaltung seiner geliebten Nehrung kreisten.

Viele Jahre sind es her, daß er diese Welt verließ. — Seine bepflanzten Höhen stehen



Elchtier

dunkel vor den hellen Wanderdünen, werden immer mehr bezeugt, daß seine Arbeit die rechte war, die die Vorbedingung schuf für einen späteren Nehrungswald, der erst nach den Knieholzflächen dort möglich würde. Seine dunkelgrünen Dünenberge werden auch die Zeiten überdauern, in denen die Menschen sich und die Natur peinigen und ehrfurchtslos ausbeuten, bis auch diesem Tun ein Ziel gesetzt werden wird. Ich habe den Dünenkönig nicht mehr gekannt, nur seine Taten gesehen und durch Möschlers von ihm gehört. Aber es mögen heute, auch nach der Todeswanderung aus Ostpreußen, noch Rossitter leben, die lange mit ihm zusammen waren und die besser von ihm erzählen könnten als ich.

Erst im Jahre 1920 lernten meine Frau und ich Möschlers kennen. In sorglos glücklicher Ferienstimmung durchwanderten wir damals Rossitten, gingen quer über die Nehrung zum Meer, besuchten die Vogelwarte und Professor Thienemann, der uns gleich in seinem Garten einen jungen Kuckuck in einem Grasmückennest zeigte, über dessen Rand er in seiner Größe nach allen Seiten hinausquoll, und erfuhren bei Pfarrer Sgagas, daß wir das Ehepaar Möschler unbedingt aufsuchten müßten. Frau Möschler hieße überall die Elchmutter, weil niemand sonst so viel von den Elchen wüßte und an ihnen in der Freiheit beobachtet hätte wie sie. Herr Möschler kenne jedes Tier, auch das kleinste Insekt, könne wunderbar Vögel präparieren und habe eine große Sammlung von Bienen, Wespen un Hummeln, die er draußen an schönen Tagen fange. Wenn wir einen freundlichen alten Herren mit einem Schmetterlingsnetz begegneten, dann wäre es bestimmt Herr Möschler.

Wir haben auf dieses zufällige Zusammentreffen nicht gewartet, sondern sind zu Möschlers hingegangen in ihr tannen- und obstbaumumwachsenes Häuschen. Von der Waldseite kamen wir über ein kleines Brückchen, das über den Abflußbach des Möwenbruches in Möschlers Garten führte. Vor uns lag das Haus mit einer Glasveranda, ein Schmetterlingsnetz lehnte neben der Türe und in der Veranda standen Blumen, ausgestopfte Vögel und allerlei naturwissenschaftliches Gerät. Eine freundliche Stimme rief auf unser Klopfen herein, und dann standen wir in einer Stube, die ein kleines Elch- und Jagdmuseum war. Rasch ließen uns die gleichen Interessengebiete vertraut sein und gaben die Freude auf einen reichen Austausch in den vor uns liegenden Ferientagen.

Wir haben damals aber nicht geahnt, daß dieser Austausch nicht mehr abreißen, daß er zu einer glücklichen, reich machenden Freundschaft werden würde, fast fünfundzwanzig Jahre lang, bis Tod und Schicksal uns für dieses Erdenleben auseinander rissen.

Unser Hauptthema in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft waren die Elche. Die Kurische Nehrung hatte ihren Elchbestand durch die Revolutionszeit 1918/19 trotz vieler Verluste hindurchretten können. Auch hinter der neuen Grenze zwischen Pilkoppen und Nidden wurde das Elchwild von Litauen wieder geschont. Frau Möschlers nahes Zusammenleben mit den Elchen bestand aber schon seit Jahrzehnten. Sie hatte ein kleines Pferd gehabt, auf dem sie täglich in den Wald und die Dünen geritten war. Die Elche gewöhnten sich an diesen Anblick. Es wurde bei ihnen zur Erfahrung, daß dieser Mensch auf dem Pferde keine bösen Absichten gegen sie hatte. Schließlich ging das Vertrauen so weit, daß Frau Möschler in die Elchrudel hineinreiten und die einzelnen Tiere, auch alle Hirsche, mit ihrer Reitpeitsche auf dem Rücken streicheln konnte. Zu jeder Tages- und Nachtzeit suchte sie ihre Elche auf. Sie kannte alle Gewohnheiten der großen Tiere, ihre Standorte zu den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten und bei jedem Wetter.

Wenn Sturmtage mit kalten Regenfällen über die Nehrung gingen, ritt sie in die stillen im tiefen Walde gelegenen Räume, wo die Elche zusammenstanden, bewegte sich unter den mächtigen dunklen Gestalten auf den hellen hohen Läufen, sah die Wassertropfen aus ihren dicken Haaren zu Boden fallen und empfand die Ruhe des Waldes und seines größten und ältesten Tierstammes. Keinen unbeobachteten Vorgang gab es für sie im Leben der Elche. Sie hatte das Setzen der Kälber ebenso miterlebt wie das Sterben einzelner alter Elche infolge von Rachenbremsenlarven oder anderer Krankheiten. Sie zeichnete sich die Kälber auf ihre Art, verfolgte ihr Lebensschicksal und wußte in welchen Teilen des Rossitter Waldes sie geboren waren und an welchem Tage. Sie kannte die Brunft in all ihren Phasen, Charakter und Benehmen der einzelnen Hirsche und lockte sie, ihre Stimme nachahmend, hinter sich her. Von allen älteren Hirschen, ob Schauflern oder Stangenelchen, kannte sie Alter und Besonderheiten ihres Lebens.

Im „Elchmuseum" ihres Hauses lagen die Abwurfstangen paarweise nach Jahren für jeden Hirsch gesondert da, beginnend mit den ersten kleinen Abwürfen bis zu denen des vergangenen Jahres oder dem letzten ihrer Lebenszeit.

Mancher ihrer Lieblinge war auf der Höhe seines Lebens von einem großen Herrn gestreckt worden. Das ertrug Frau Möschler ruhig, wenn der Jäger ein sauberer Schütze war. Oft hatte sie selbst bei der Pirsch geführt.

Abwurfstangen zu finden, wissen auch andere Menschen mit großem Geschick. Doch handelt es sich dabei zumeist um stärkere und starke Stangen, denn nur diese haben Reiz und Wert und lassen sich leichter finden. Frau Möschler aber wollte von ihren Elchhirschen alles vollzählig haben, sowohl die ersten schwachen Abwürfe als auch die zurückgesetzten und wieder unscheinbar gewordenen der alten, nicht zur Strecke gebrachten. Weil sie die Abwurfplätze und Zeiten genau kannte, oft dem Abwerfen selbst zusah und ein sehr scharfes Auge hatte, fand sie auch die kleinsten Stücke auf dem ähnlich gefärbten Waldboden.

Das Elchmuseum der Elchmutter kann nicht in Ostpreußen untergegangen sein. Es befand sich nach meiner Erinnerung in Kisten verpackt in einem Museum einer westdeutschen Stadt, vielleicht Frankfurt oder Darmstadt?

Auf einem Ehrenplatz in ihrem Hause lag die lange und vollständige Doppelreihe der Abwurfstangen eines besonders alt gewordenen und eines natürlichen Todes gestorbenen Elchhirsches. Die Elchmutter besaß mehrere solche lückenlosen Reihen. Diese aber barg eine Besonderheit. Der Hirsch, der sie getragen, hatte einige Jahre vor seinem Tode, als das Geweih schon ganz zurückgesetzt war, beim Abwerfen einen kleinen abgespaltenen Rest der einen Stange auf dem Kopf behalten und trug ihn viele Wochen länger. Er war nicht größer als ein Daumenglied. Frau Möschler scheute keine Zeit und Mühe, auch dieses merkwürdige Stück ihrer Sammlung hinzuzufügen. Wochenlang war sie fast ständig um den Elch. Sie wußte, wo er sich niedertat, um zu ruhen, wo er Wasser schöpfte und wo er die juckenden Stirnzapfen an Sträuchern oder jungen Bäumen rieb, und sie fand das kleine Stück. Sie beobachtete wie der Elch damit an eine junge Kiefer



Elchschaufler

trat, diese bearbeitete und sich dann ohne dasselbe von ihr entfernte. Unter dem Baum lag es und paßte genau zu dem abgespaltenen Teil in ihrer Sammlung.

Ihr Zusammensein mit den Elchen, ihr Wissen über das Leben und die Gewohnheiten dieser Tiere und ihr kleines, ganz allein gesammeltes Museum hatte ihr den Namen „Elchmutter" eingebracht und als Anerkennung des Allgemeinen deutschen Jagdschutzvereins eine goldene Elchschaufel, die sie als Brosche trug.

Oft kommen im Leben des Menschen unvorhergesehene Ereignisse und geben eine Richtung, die nicht zu erwarten war. Frau Möschler fing bald nach unserer Abfahrt von Rossitten an zu kränkeln, konnte den Besuch bei uns in Guja nicht ausführen und ihr alter Freund Dr. Matthias von der Höftmannschen Klinik in Königsberg riet zur Operation, der aber eine Zeit unbedingter Ruhe und bester Pflege vorhergehen müßte. — Nun kam sie doch nach Guja.

Es war im Mai und Guja besonders für Fremde von überraschender Schönheit. Grün war das Land, ob Wiesen, Weiden oder Felder, grün die Büsche, Erlen, Weidenbäume und die schützende Wand des alten Eichenwaldes. Auf dem blauen See ruhte die runde Insel mit ihren alten Bäumen und blendend weiß zogen die Wildschwanflotten durch das stille Wasser .— Meine Schwester war bei uns zum Besuch und sang mit ihrer wohlklingenden Stimme alte Volkslieder und auch die neuen von Hermann Löns. Durch die offenen Flügeltüren schwangen die zu Herzen gehenden Melodien hinaus auf die Terrasse. Frau Möschler und ich saßen dort und sahen über das wellige Land und den weiten See in der vollen Pracht des ostpreußischen Frühlings. Unten im Garten blitzte der schmale Lauf unseres Flüßchens, und das Schlagen der Nachtigallen in den grünen Uferbüschen mischte sich in die Töne des halb heiteren, halb wehmütigen Liedchens von dem Mägdelein, das allein muß sein.

„In dem Grünebusch, in dem Grünebusch

Singt die Nachtigall . . . . "

Während das kleine Liebeslied erklang, streifte mein Blick Frau Möschler. Ihre Augen gingen zu den grünen Büschen, aus denen das Schlagen der Sprosser kam. Sie lächelte durch Tränen. Für sie war es kein Liedchen vereinsamter Liebe. Was sie lächeln ließ, war die Schönheit der Melodie und der strahlenden Welt, und die Tränen galten dem Abschied von all der Herrlichkeit, auf den sie sich innerlich wohl vorbereitete.

Mehrere Wochen war sie bei uns, immer heiter, immer geöffnet für alle Schönheit der Natur. Ob wir durch Wald oder Feld fuhren, ob mein Boot über den See glitt, ob wir Wild beobachteten oder dem singenden Flug der Wildschwäne lauschten, alles empfand sie mit offenen Herzen. Dazwischen sprach sie vom Tode:

(Fortsetzung auf Seite 6)



Elchkalb Sämtl. Aufn.: Walter von Sanden-Guja

MARTIN WEGENER:

In den Grüften des Domes

Als in der Nacht vom 29. zum 30. August 1944 infolge des zweiten der auf Königsberg durchgeführten Angriffe britischer Flieger die Innenstadt fast vollständig ausbrannte, wurden auch das Schloß, die Wiege des preußischen Königstums, und beinahe alle Kirchen zerstört, darunter der Dom auf der Kneiphof-Insel.

Die durch Alarm und unmittelbar darauf folgenden Bombenfall aus den Betten gescheuchten Bewohner des mittelalterlich eng bebauten Kneiphofes sahen sich bald von Fluchtmöglichkeiten in andere Stadtteile durch himmelhohe Flammenwände abgeschnitten. Einige entkamen in Booten. Andere sprangen in den Pregel, die meisten ertranken.

Hunderte hofften in dem etwas isoliert stehenden Dom Zuflucht und Sicherheit zu finden. Aber die Gluthitze brachte das sechshundertjährige Eichengebälk des Dachstuhls zum Brennen, das wegen der Kühnheit seiner Konstruktion ein von Architekten aus vieler Herren Länder immer wieder aufgesuchtes Studienobjekt gewesen war. Im Zusammensturz durchschlug es an mehreren Stellen die Gewölbe der Kirchenschiffe, brennende Balken entzündeten das Gestühl und hölzernes Bildwerk. Durch die hohen Fenster, deren Scheiben von der Hitze barsten, stießen von draußen her lange Feuerzungen zwischen die entsetzten Menschen. Unter dem schaurigwilden Läuten der vom Feuersturm in rasende Schwingungen versetzten Glocken öffneten die Verzweifelten die Grüfte am Ostende des Chorhauses. Die Lebenden suchten Schutz und Rettung bei den Toten. Aber vergebens, auch bis in die Grabkammern drang die alles Leben erstickende Gluthitze.

Nach Tagen, als endlich die Feuersbrunst aus Mangel an Nahrung erloschen war, fand man die ausgedörrten und geschrumpften Leichen zwischen verbeulten Metallsärgen, in denen die darin ruhenden Mumien zu Staub zerfallen waren.

Neun Jahre zuvor hatte den Domgrüften von einem anderen Element Gefahr gedroht, vom Wasser. Der Dom war vor sechs Jahrhunderten auf sumpfigen Inselboden über starken Pfahlrosten errichtet worden. Das kolossale Gewicht des riesigen Gebäudes verursachte ein allmähliches Einsinken, am stärksten wahrnehmbar an der Turmfront. Metallene Markierungen gestatteten eine deutliche Beobachtung der Fortschritte dieses Vorgangs. Aber auch der Knick im Dachfirst zeugte davon.

In die unter dem Chor gelegenen Grüfte drang das Grundwasser ein. Es wurden daher Maßnahmen zur Abdichtung der Grabkammern getroffen. Das war damals die Veranlassung für die Öffnung der nur noch zu einem Teil zugänglichen Grüfte. Vor der Abschlußwand des Chores befanden sich, wie man aus Urkunden wußte, die Hochmeistergruft, in der die letzten, in Königsberg residierenden Meister der Deutschen Ritterorden beigesetzt waren, sowie unmittelbar unter dem riesigen Renaissance-Epitaph des Herzogs Albrecht die Herzogsgruft. In diese Totenkammern waren 1807 Bayern eingedrungen. Bayern nun, die als Hilfstruppen im Gefolge Napoleons I. nach Königsberg gekommen waren, brachen die alten Grüfte im Dom auf und plünderten sie aus. Sie wurden dabei von französischen Offizieren gestört, und so blieben einige Grabkammern verschont. Die anderen aber ließ Friedrich Wilhelm III., der daamls in der alten Preußenhauptstadt Königgsberg residierte, so gut es eben ging, wieder in Ordnung bringen und vermauern. Der König wohnte dieser Arbeit von Anfang bis zu Ende bei, und sie gelang so gut, daß die Architekten späterer Zeiten die Spuren der Zugänge nicht mehr zu finden vermochten.

In den vorderen Grüften aber, die damals nicht geplündert worden waren, standen noch zum Teil sehr kostbare Särge. Da lagen der Freund des Großen Kurfürsten und Statthalter in Preußen, Fürst Radziwill und seine Gemahlin. Durch Fenster in den Sargdeckeln konnte man die Gesichter der mumifizierten Toten sehen, die mit vergilbten seidenen Staatsgewändern bekleidet waren. In einer Ecke stand ein schlichter kleiner Sarg, in dem ein in Königsberg geborenes und bald wieder verstorbenes Söhnchen der Königin Luise beigesetzt war. Es schliefen noch mehrere in diesen Räumen den sogenannten letzten Schlaf.

In der vom Wasser am meisten mitgenommenen Kammer stand ein riesiger Prunksarg, den der Große Kurfürst seinem Vater Georg Wilhelm hatte machen lassen. Es kostete große Mühe, diesen schweren Totenschrein aufzunehmen und die Treppe hinauf in die Halle des Chores zu bringen. Unterwegs brach der vermorschte Boden auf, und der Inhalt fiel auf die Treppenstufen. Es war nur ein kläglicher Rest, der von dem einst so hochmögenden Manne übrig geblieben war, eine Schaufel voll sepiafarbener Knochensplitter und Kleiderfetzen. Sonderbar blaugrau war der Schädel gefärbt, die Chemiker wußten keine Erklärung dafür zu geben. „Er soll viel getrunken haben, vielleicht ist es das", äußerte ein anwesender Gerichtsmediner, der keinen Grund hatte, in dieser Hinsicht über andere zu spotten. Einige meinten, es käme von der Pest, an der der Kurfürst im Schlosse Neuhausen gestorben war. Außer den wenigen Knochen waren noch die Schuhe geblieben, Schnallenschuhe mit hohen Absätzen, tadellos erhalten. Unwillkürlich kamen mir, als ich es sah, die Struwelpeter-Verse vom Paulinchen, das mit den Streichhölzern ein verbotenes Spielchen gemacht hatte, in den Sinn: „Ein Häufchen Asche blieb allein und beide Schuh', so hübsch und fein". Auf Wunsch Kaiser Wilhelms II., dem über den elenden Zustand seines Ahnen nach Doorn berichtet worden war, wurden dessen Reste an einem später unzugänglich gemachten Ort beigesetzt. Der silberne Prunksarg, ein Meisterwerk holländisch beeinflußter Renaissance, geschmückt mit herrlich gearbeiteten Figuren und ornamenten Ranken, wurde unter Aufsicht eines Kunsthistorikers restauriert und über der Gruft zur Schau gestellt.

In den letzten Tagen der Verteidigung Königsberg haben die leeren Domgrüfte ebenso wie die tiefen Kellergewölbe der benachbarten Stadtbibliothek, deren Gebäude einst die Universität beherbergt hatten, Soldaten und Volkssturmmännern als Unterschlupf gedient.

Auch Kants, wie wir berichteten, von den östlichen Eroberen geschändetes Grab war übrigens nicht der erste Platz, an dem sein Leib zur letzten Ruhe bestattet war. Er war zunächst nach alter Tradition der Albertus-Universität in der unmittelbar an der Nordwand des Domes außen angelegten Professorengruft beigesetzt worden. Später, bei der Einebnung dieser alten, nach dem Umzug der Universität in das neue Gebäude am Paradeplatz völlig verfallenen Begräbnisstätte hatte man Kants Skelett herausgenommen und in einer an die Chorwand angebauten neugotischen Kapelle erneut bestattet. Dieses wenig schöne Bauwerk mußte vor zwei Jahrzehnten wegen Baufälligkeit abgebrochen werden. An seiner Stelle wurde damals die in ihrem klaren Stil dem Geiste Kants besser entsprechende Stoa Kantiana errichtet, in der der granitene Sarkophag aufgestellt wurde. Das war Kants Grab, eine Weihestätte, zu der alljährlich Verehrer des großen Weisen pilgerten, nicht nur aus den Ländern der abendländischen Welt, auch aus Indien und besonders Japan, das Kant in eine Reihe stellte mit Buddha, Konfutse und Plato.

(Fortsetung von Seite 7

Die Elchmutter

„Dort werden wir alle vereint", sagte sie, den Schwänen nachblickend. „Auch Eure silbernen Flügel werden Euch nicht von ihm forttragen können. Wer weiß, wo es Euch trifft, und wo Ihr einst ruhen werdet". Als wir über den Soldatenfriedhof von 1914 gingen, sah sie zu den alten Eichen auf und sagte: „Das ist in wunderbarer Platz hier unter solchen Bäumen. Aber ich komme auch auf eine schöne Stelle, auf die schönste, die ich mir wünschen kann, in den hellen, weißen Sand meiner lieben Nehrung. Dort wachsen nur Kiefern, aber der Sand ist das Gute. Jedes Knöchelchen wird weiß in ihm, so sauber wie Elfenbein."

Der Segen, der ohne unser Verdienst über Guja lag, hatte schon vielen Menschen geholfen. Auch auf Frau Möschler übte er seinen guten Einfluß. Sie erholte sich, nahm etwas zu, und Lebensmut und Hoffnung wuchsen. Als die Zeit ihres Besuches in Guja vorüber war, fuhr sie zu ihrem Freunde Dr. Matthias nach Königsberg. Es kam zu einer schweren Magenoperation. — Sie glückte. Nach gar nicht langer Zeit war Frau Möschler zur Nachkur wieder in Guja. „Betrachten Sie sich als ganz gesund", war ihr gesagt worden. Frau Möschler kannte die Gefahren, die auch nach einer Operation in ihrer Krankheit lagen. Aber sie betrachtete sich als gesund und nahm jeden Tag, jeden Monat — und sollten es gar Jahre werden — als köstliches Geschenk, dem Leben und der schönen Erde zurückgegeben zu sein.

Nun kam auch Herr Möschler nach Guja. Glücklich zog er mit seinem Insektennetz hinaus, wenn die Sonne schien. Auch meine Schwester war auf meine Bitte gekommen. Ihre Lieder klangen wieder durch unser helles Haus und hinaus auf die Terrasse. Dort saß Frau Möschler, folgte den Melodien, dachte an vergangene Zeiten, sah in den grünen Garten, auf den blauen See, über das erste gelbe Stoppelfeld und fühlte sich dem Leben zurückgegeben. Ihr Lieblingslied blieb das von dem Grünebusch und der Nachtigall.

„Wenn die Sonne scheint, wenn die Sonne scheint,
Kannst du singen immer, immer-zu . . . ."

„Sie tut's nicht mehr, die Nachtigall unten im Garten", sagte Frau Möschler. „Aber mein Herz singt wieder dem goldenen Leben".

— — — — — — — — —

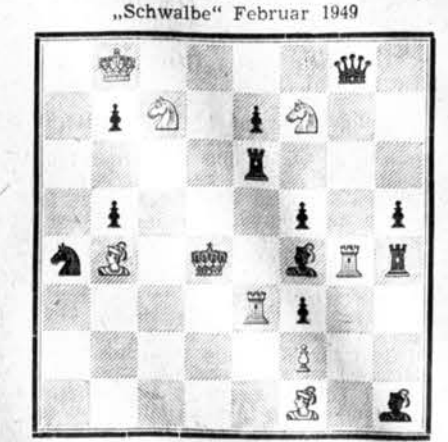
Als zwei Jahre vergangen waren, machte sich der Dampfer Rossitten in Königsberg bereit zu einer besonderen Fahrt für nur einen Menschen. Die Elchmutter kam zum Sterben. Aber nicht in der großen Stadt, in Rossitten auf ihrer freien Nehrung wollte sie dem Tode begegnen, und ihr zu Liebe fuhr der Käpitän seinen Dampfer den Pregel stromauf, die Deime zum Kurischen Haff und über das Haff nach Rossitten. — Das Rauschen des Wassers, die Schreie der Möwen, das Näherkommen der weißen Dünenkette und die von ihrem Vater bepflanzten dunkelgrünen Höhen um Rossitten grüßten sie, waren ihr Stärkung für das Unabwendbare.

Und wieder nach Jahren habe ich in Rossitten an ihrem Grabe gestanden. Die Kiefern rauschten im Spätsommerwind von der seidig blauen Ostsee, verklärter Sonnenschein spielte über Gräbern, Kreuzen und Steinen. Auch die bronzene Elchschaufel auf der Elchmutter Grab traf er und den frischen, weißen Sand, den sie so liebte.

Ostpreußen-Schach

Von Altmeister C. Ahues

U. Schirdewau
„Schwalbe" Februar 1949



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Die Lösung erfolgt in unserer nächsten Schachspalte

Der in Königsberg Pr. geborene Schachfreund K. Kalisch, der seit längerer Zeit Mitglied der Hamburger Schachgesellschaft ist, hat sich inzwischen zu einem starken Spieler entwickelt, wie sein folgender Sieg aus den Mannschaftskämpfen beweist:

Weiß: Kalisch (Gesellschaft), Schwarz: Seiler („Unter uns).

1 Sg1—f3 Sg8—f6 Abwartendes Verhalten 2 g2—g3 e7—e6 3 Lf1—g2 d7—d5 4 c2—c4 c7—c6 Schärfer ist hier c 5 5 b2—b3 . . . Plant doppelseitige Flankenaufstellung der Läufer ohne vorzeitiges Engngement 5 . . . Lf8—e7 6 Lc1—b2 0—0 7 0—0 Sb8—d7 8 d2—d4 h7—h6 Ein rein vorsorglicher Zug, der zur Zeit aber jeder Begründung entbehrt. Aktiver Aufbau, etwa b6 nebst Lb7 war zweckdienlicher 9 Sb1—d2 Dd8—c7 10 Dd1—c2 Tf8—e8 11 e2—e4 d5×e4 12 Sd2×e4 Sf6×e4 13 Dc2×e4 Le7—f6 Ohne das befreiende b6 nebst Lb7 kommt Schwarz hier nicht vorwärts. 14 Tf1—e1 a7—a6? 15 Ta1—d1 b7—b5? 16 Lb2—c1 Lc8—b7 17 Lc1—f4 Dc7—c8 18 c4—c5! . . . Hätte Schwarz nur b6 gespielt, wäre dieser den ganzen Damenflügel lähmende Zug nicht möglich gewesen 18 . . . a6—a5 19 Lg2—f1 Sd7—f8 Ungünstig wäre b4 mit der Absicht, a4 folgen zu lassen, da der weiße Springer über d2 nach c4 gelangen würde, von wo aus er die lebenswichtigen Felder b6 und d6 bedroht. 20 Sf3—e5 Te8—e7 21 Se5—g4 Lf6—g5 22 Lf4×g5 h6×g5 23 De4—e2 . . . Es drohte f5 23 . . . f7—f6 24 Sg4—e3 Dc8—e8 25 Se3—g2 . . . Ein bescheidener Rückzug, mit Sf5 und Sd6 konnte er seinem Gegner das Leben weit schwerer machen. 25 . . . e6—e5 26 h2—h4 g5×h4 27 Sg2×h4 Lb7—c8 28 d4—d5 e6×d5 29 Td1×d5 g7—g5 30 Sh4—g2 Te7—h7 31 f2—f3 . . . Db5: könnte mit Dh5 beantwortet werden 31 . . . De8—e6 Zwecklos, wie der Gegenzug beweist 32 Td5—d6 De6—e7 33 De2×b5 Lc8—h3 34 Db5—c6 Ta8—c8 35 Lf1—c4+ Kg8—h8 36 Dc6—d5 Sb8—d7 37 Te1—d1 Tc8×c5? Ein grober Fehler allerdings in schlechter Stellung. Mit Sc5: 38 Td8+ Td8: 39 Dd8+ Dd8: 40 Td8: + Kg7 41 Ta8 usw. konnte er sich etwas länger halten. 38 Dd5—g8 matt.

„De Lus an de Keed"

Im Kruge zu Butsch (im Bezirk Marienwerder) war die große Schulzenwahl, man stritt eifrig hin und her, konnte sich aber nicht einig werden, niemand wollte Schulze sein. Da sah einer zufällig eine Laus auf der Bank kriechen und schlug vor, diese die Wahl treffen zu lassen. Sie waren damit einverstanden und setzten sich um den Tisch, die Laus in die Mitte und ließen sie kriechen. Der Mann, auf den sie zukroch, wurde nun der Schulze.

Nachdem die Wahl so gut vonstatten gegangen war, beschloß man, das nützliche Tier an die Kette zu legen, damit es für die nächste Schützenwahl wieder zur Verfügung stände. Deshalb sagt man im Lande: „Oen Butsch steit de Lus an de Keed."

De niee Oap von Kuglacken

Am Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Kuglacken ein Herr v. Fernow, der nicht nur ein tüchtiger Landwirt, sondern auch ein geistig bedeutender und vielgereister Mann war. Herr v. F. hatte von seinen Reisen auch allerlei Andenken mitgebracht und sie nach Kuglacken verpflanzt. U. a. wurde dort auch ein zahmer Affe gehalten, der bei guter Pflege trotz des rauhen Klimas aushielt. Affen sind nun einmal eigenwillige Tiere und zu allen Dummheiten aufgelegt. So hatte sich das Tier an einem schönen warmen Sommerabend, als es auf der Veranda des Gutshauses an einer Kette lag, auf unerklärliche Weise losgemacht, war durch den Park gewandert, nach Affenart von Baum zu Baum gesprungen und schließlich auf den Wipfeln der Baumallee, die zum Gutshaus führt, gelandet. Man kann sich ausmalen, wieviel Mühe es gekostet hat, das Tierchen aus der Krone eines hohen Alleebaumes wieder einzufangen und in seinen Käfig oder an seine Kette zu bringen. Leider ist der Affe doch bald darauf gestorben, weil er wohl doch eine gleichmäßig große Wärme auf die Dauer nicht entbehren konnte. Nach diesem Mißerfolg wurde dann auch in Kuglacken kein Affe mehr gehalten.

Herr v. F. hatte viele Beziehungen zum Auslande und es war gar nichts besonderes, wenn jahraus, jahrein in Kuglacken Ausländer auf Besuch kamen. So hatte dann auch ein japanischer Professor seinen Besuch in Kuglacken angekündigt. An einem schönen Sommertag sagte Herr v. F. zu seinem Kutscher: „Friedrich, Sie fahren jetzt nach Wehlau auf den Bahnhof und holen einen Herrn ab. Der Herr spricht leider kein Wort Deutsch, und Sie müssen daher mehrmals laut rufen „Hier Kuglacken!, wenn die Reisenden aus dem Bahnhofsgebäude kommen. Außerdem werden Sie ihn schon erkennen, er ist ziemlich klein, hat gelbe Gesichtsfarbe und trägt eine Brille."

„Jawoll, jnädjer Herr, ich kenn mir ja schon mang de Ausländers aus. Ich werd ihm schon finden und nach Kuglacken bringen."

Friedrich fuhr dann also im munteren Trab nach Wehlau, dessen Bahnhof bekanntlich ein ganzes Stück von der Stadt entfernt ist, und stellte sich mit seinem offenen Kutschwagen vor dem Bahnhofsgebäude auf. Der D-Zug fuhr ein, und Friedrich erkannte unter den wenigen Reisenden, die ausstiegen, bald den kleinen Herrn, der allerdings sehr merkwürdig aussah und keineswegs den Ausländern glich, die er bisher gefahren hat. Auf sein mehrfaches Rufen „Hier Kuglacken" hatte sich der kleine Herr gleich zum Wagen begeben und war, ohne ein Wort zu sprechen, eingestiegen. Friedrich fuhr in stolzer Haltung, die munteren Trakehner gut an der Leine haltend, in vorschriftsmäßigem Trab nach Wehlau hinein. Die Gestalt des kleinen japanischen Professors erregte natürlich Aufsehen, besonders bei den Jungens auf der Straße. Das Kuglacker Fuhrwerk war natürlich allen bekannt, und bald meinte ein naseweiser Bengel, das müßte wohl ein neuer Affe für den Herrn v. F. sein. Kaum hatte er es ausgesprochen, als die Bengels unter lautem Gejohle neben dem Wagen herliefen, immerfort brüllend: „Dem Herr v. F. sien nieer Oap!" Auch andere Leute blieben stehen und schüttelten den Kopf über die ausgefallene Idee des Kuglackers, einen Affen in Menschenkleidung im Kutschwagen durch die Stadt fahren zu lassen. Denn daran zweifelten nur wenige, daß dieses seltsame Lebewesen in der Kutsche kein Mensch, sondern irgend ein menschenähnlicher Affe war, zumal noch niemand einen Schimpansen oder Gorilla in Natur gesehen hatte, denn im Königsberger Tiergarten sind erst viele Jahrzehnte später die ersten Menschenaffen gehalten worden. Friedrich ärgerte sich über die freche Bande und klatschte einmal links, einmal rechts mit der Peitsche, um die frechen Bengels zu vertreiben.

Sie waren aus der Stadt herausgekommen und näherten sich dem Gutshof. Dem guten Friedrich waren aber die Zurufe der Wehlauer Bengels doch langsam zu Kopf gestiegen, und mißtrauisch hatte er sich schon mehrmals umgedreht, um seinen eigentümlichen Fahrgast zu beobachten. Der saß stocksteif wie ein richtiger Herr auf dem Sitz, aber sein Äußeres war doch sehr merkwürdig! Je näher sie der mit Alleebäumen bestandenen Auffahrt kamen, umso unruhiger wurde Friedrich. Wer weiß, ob sein Herr nicht wieder einmal eine ausgefallene Idee hatte, um seine Mitmenschen an der Nase herumzuführen? Er kannte ihn ja!

Als sie in die Allee einbogen, war es ihm Gewißheit geworden, daß sich sein Herr einen neuen Spaß ausgedacht hat. Aber er, Friedrich, wußte, was er zu tun hatte. Wenn sein Herr ihm ausdrücklich auf die Seele gebunden hatte, den fremden Gast gut und sicher nach Kuglacken zu bringen, dann konnte man sich schon auf ihn verlassen. Der neue Affe sollte ihm bestimmt nicht im letzten Augenblick noch ausreißen und auf die Bäume klettern. Kurz entschlossen ließ er die Pferde in Schritt fallen, wandte sich um und brüllte den verblüfften Japaner an: „Warscht onder dem Tambour (lederne Spritzdecke), Du Krät!" Als der Fahrgast nicht horchte, fing er an mit der Peitsche nach ihm zu schlagen. Der Professor wollte aus dem Wagen springen, aber da kam er schlecht an. Wollte er nach links raus, bekam er von der Seite einen Peitschenhieb, wollte er rechts raus, bekam er von der anderen Seite einen Peitschenhieb. Schließlich hatten die zahlreichen Peitschenhiebe doch das erreicht, was Friedrich wollte. Der kleine Japaner kroch unter den Tambour in Sicherheit. Beruhigt fuhr Friedrich nun die Allee entlang bis vors Gutshaus, nur daß er sich alle Augenblicke umwandte, damit der neue Affe nicht wieder aus dem Tambour hervorkroch.

Dann hielt das Gefährt vor dem Eingang des Gutshauses. Herr v. F. trat heraus, um seinen Gast in Empfang zu nehmen, sah aber zu seinem Erstaunen nur den leeren Wagen. „Na, Friedrich, ist der Herr Professor nicht gekommen?"

„I wo, jnädjer Härr, ich laß mir doch nicht damlich machen. Der neue Aff huckt underm Tambour! Ich dacht nur so, der Krät soll nich wieder in die Bäume kraufen, wie dem jnädjen Härrn sien letzter. Da hab ich ihm e paar mit de Pitsch jejeben, und da is er ja auch underm Tambour gekrochen, und ich kann ihm nu lebändig abliefern!"

Dr. Bruno Paul.

Erste ostpreußische Kunstausstellung

Zum ersten Male seit dem Zusammenbruch fanden sich die ostpreußischen bildenden Künstler zu einer großen Kunstausstellung, die im Rahmen der „Ostdeutschen Heimatwoche" in Hamburg durchgeführt wurde, zusammen. Der Initiative von Ida Wolfermann-Lindenau ist es zu danken, daß endlich unsere bekannten bildschöpferischen Künstler aus ihren teils sehr abgelegenen Verstecken von Flensburg bis zu den Alpen hervorgeholt wurden. Ihr Gedanke entsprach dem Wunsch, die ostpreußischen Künstler unter sich und mit der neuen Umwelt in Verbindung zu bringen und damit den Anfang zu machen, sie an die Oberfläche des Kunstschaffens der Gegenwart schlechthin zu heben. Es ist ihr dies in vollem Maße gelungen.

39 heimatvertriebene Künstler stellten etwa 140 Arbeiten aus, die fast alle nach der Flucht aus der Heimat entstanden sind.

Eine schöne Feierstunde, musikalisch und deklamatorisch umrahmt, hinterließ bei allen Anwesenden tiefe Ergriffenheit. In ehrenden Worten wurde der auf ostpreußischem Boden gefallenen Künstler Hans Freyer, Willi Wolfermann, Manfred Steinert und Abramowsky gedacht.

Die gut geordnete und gut gehängte Ausstellung zeigte Bildwerke von Prof. Karl Storch d. Ält., Kallmeyer, Heinz Sprenger, Gerhard und Erika Eisenblätter, Karl Kunz, Klaus Seelenmeyer u. a. Gertrud Lerbs-Bernecker, Georg Hesse und Manfred Kandt waren mit graphischen Blättern vertreten, und Plastiken von Rudolf Daudert, Klaus Seelenmeyer, Edith von Sanden und Hanns Radau erfreuten die Besucher. Auch einige Danziger Künstler hatten sich den ostpreußischen angeschlossen, so Prof. Fritz Pfuhle, Bruno Paetsch, Fritz Heidingsfeld und Karl-Heinz Senger.

Selten hat eine Kunstausstellung ein so abwechslungsreiches, künstlerisch Gutes gezeigt wie diese. Die meisten der Künstler hat das schwere Schicksal seelisch tief aufgerüttelt und diese an sich stark sensiblen Menschen reifer und kraftvoller werden lassen.

Viele suchen neue Ausdrucksformen, um ihr Tieferlebtes eindringlich in der neuen Umwelt zu verkünden, anderen sind die Erinnerungen an ihre schöne Heimat symbolisch geworden.

Düsseldorf, die alte Kunststadt, folgt dem Aufruf und übernimmt den größten Teil der Hamburger Ausstellung in eine umfangreiche ostdeutsche, die am 25. Juni eröffnet werden wird.

„Ostdeutsche Hochschultage" zum Scheitern gebracht

In Freiburg/Br. sollten im Juni 1950 „Ostdeutsche Hochschultage" abgehalten werden, die unter dem Thema: „Der deutsche Osten und das Abendland" stehen sollten. Die südbadischen Behörden haben nicht nur jede Unterstützung dieser von namhaften Wissenschaftlern des In- und Auslandes getragenen Veranstaltung unterlassen, sondern sie haben sie zum Scheitern gebracht, obwohl die höchsten Stellen des Bundes die Durchführung der „Ostdeutschen Hochschultage" billigten und ihnen eine unmittelbare Förderung zuteil werden ließen.



Hans Kallmeyer: Elchschaufler im Nebel



Ida Wolfermann-Lindemann: „Fischergehöft auf der Kurischen Nehrung"

Elch an der Suhle

VON OTTO LOSCH

Still liegt die Suhle, Abendsonnenschein
gießt Fluten flüß'gen Goldes durch die Föhren,
sie stehen sturmzerzaust und grau bemoost wie Stein
und starren geisterhaft ins Licht hinein,
als ob sie einem Märchenwald gehören.

Da knacken dürre Äste, und hervor
tritt aus dem Dickicht wie aus Urzeittagen
ein Elch zur Suhle, lauscht mit scharfem Ohr
und schiebt zur Seite raschelnd Schilf und Rohr,
ein Zaubertier in unsre Welt verschlagen.

Behäbig schöpfend neigt er sich herab,
steht, lange dann unregsam und versonnen,
gefährlich starr'n die Schaufeln, und in leichtem Trab
taucht er in des Gehölzes Dunkelheit hinab —
verschwunden ist der Spuk, wie er gekommen.



Heinz Sprenger: „Das letzte Boot" Aufnahmen: Archiv

Prof. Dr. Walther Ziesemer

„Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern", so sagten wir wohl, wenn der markante Gelehrtenkopf in der erhöht gelegenen Türöffnung erschien, von der aus seinem Arbeitszimmer ein Treppenaufgang hinabführte in den großen Raum mit den vielen Zettelkästen an den Wänden und von wo aus er seinen prüfenden Blick auf unsere Köpfe warf. Dort saßen wir als Studenten an den breiten Tischen und prüften an Hand des reichen Materials irgendeine Eigenart aus dem umfangreichen Stoff der ostpreußischen Volkskunde nach. Das war in den Jahren vor 1939.

Das Institut für Heimatforschung und Volkskunde — 1924 gegründet — beherbergte alle Zweige der Forschung: Heimatgeschichte — Siedlung — Dorf- und Hausformen — Brauchtum — Sitte — Sage — Märchen — Sprichwort, das riesige Material für das Preußische Wörterbuch, den Volkskundeatlas, das Volksliedarchiv und eine reichhaltige Fachbibliothek. Drunten im Keller befand sich außerdem ein hübsches, intensiv gestaltetes volkskundliches Museum mit Originalstücken und Nachbildungen, Karten und Skizzen, graphischen Darstellungen und anderen wissenschaftlichen Anschauungsmitteln, nicht zu vergessen die reiche Sammlung ostpreußischer Webemuster.

Trotz solcher bedeutenden und umfangreichen wissenschaftlichen Leistung ist der Mensch Ziesemer nie mehr hervorgetreten, als er in Amt und Arbeit, in Wissenschaft und Forschung und in seinem besonderen Reich, dem volkskundlichen Institut, sachlich zu vertreten und zu fordern hatte. Diese edle Bescheidenheit ist ebenso Charakterangelegenheit wie Ergebnis tiefer Erkenntnis. Professor Ziesemer lebt heute wie Millionen andere als Heimatvertriebener in Marburg.

Neuerdings hat er an der Marburger Universität einen Lehrauftrag für neuere deutsche Literatur erhalten. Das erdrückende Maß des erlittenen Leides nagt an ihm. Heimat und Lebensarbeit, materielles Gut und geistiger Besitz sind verschlungen von der blutigen Welle aus dem Osten. Die vertrautesten Schüler und Mitarbeiter sind gefallen, — und auch die Lebensgefährtin, seine teure Gattin, hat ihm der Tod genommen. Es steht uns nicht an, mehr Worte zu machen. „Der Tod ist vielen Worten feind", so sagt der Schwergeprüfte. — —

— — — Aber was sollen wir und können wir unserem verehrten Professor Ziesemer wünschen, wenn er am 7. Juni seinen 68. Geburtstag beging, diesem Hort des Wissens und der Arbeit um unser Ordensland?

Professor Dr. Walther Ziesemer doziert vor Studenten und Studentinnen der Königsberger Universität am Fuße des Burgberges von Lochstedt.



Ein Kreis ostpreußischer Heimatforscher, zumal aus der Schicht der ostpreußischen Lehrer, war mit diesem einmaligen Institut verbunden, eine wirklich volksverbundene Stätte der Erforschung der soziologischen und historischen, geistig-biologischen Wurzeln unseres Volkstums, ein schützender und bewahrender Hort aller Quellen, aus denen ostpreußisches Volkstum fortwuchs. Der Direktor dieses Instituts, Professor Dr. Walther Ziesemer, war der Mittelpunkt und Wegbereiter der ostpreußischen Volkskunde- und Kulturforschung. Und wenn wir in der Erinnerung bei dem überschauenden, prüfenden Blick des Professors auf seine Studenten verweilen, so fand sich darin jene für den Lernenden so fruchtbare Paarung von liebevoller Güte und sachlicher Strenge. Beides ist ihm zu danken.

Es kann hier nicht die Gelegenheit sein, die wissenschaftliche Bedeutung dieses Mannes zu würdigen. Sein Weg erscheint wie vorgezeichnet von Jugend auf bis zu seiner 1911 beginnenden Tätigkeit an der Albertina in Königsberg, die er bis Januar 1945 ausübt.

Von seinen Publikationen mögen genannt sein: Das Ausgabenbuch des Marienburger Hauskomturs, Das große Ämterbuch des Deutschen Ordens, Die Literatur des Deutschen Ordens, Die Kulturleistung des Deutschen Ordens, Die ostpreußischen Mundarten, Neuausgabe der Dichtung Simon Dachs, 22 Lieferungen (A—F) des Preußischen Wörterbuchs, sein Lebenswerk, das 1911 begonnen wurde und nun unvollendet zu bleiben scheint. Zu erwarten haben wir von Ziesemer eine ostpreußische Literaturgeschichte **und die Ausgabe der Hamann-Briefe.**

Es gibt nur eines: Schließen wir uns zusammen und arbeiten wir alle daran, daß ein neues Institut für ostpreußische Heimatforschung und Volkskunde wiederersteht — irgendwo, das wir Professor Ziesemer geben können als einen bescheidenen Anfang für die Arbeit, die er sein Leben lang geleistet hat für unser Heimatland und die er noch viele Jahre zum Segen der ost- und westpreußischen Menschen und zur Ehre der Welt leisten kann. — Wir vertrauen seinem Herzen, — seiner großen Liebe zur Heimat und zum Menschen.

Dr. Walter Schlusnus, Icking Obb.

Ein Franzose wirbt für uns

Im Verein der Ost- und Westpreußen in Frankfurt sprach der französische Schriftsteller Louis Clappier, dessen Artikelserie „Wie Königsberg fiel" in der Zeitung „Die Welt" vor einigen Wochen erschien.

Herr Clappier berichtete über seine Erlebnisse und Eindrücke, die er in Königsberg vor und nach dem Einmarsch der Russen empfangen hatte. Er befriedigte keinen Sensationshunger — sein Ziel ist hoch gesteckt. Er will die Unkenntnis über die wirklichen Ereignisse beseitigen, er kämpft gegen Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit und will Einsicht und ernsthaftes Nachdenken erwecken, sowohl in Frankreich, das wenig oder nichts über das Leben und die Tragik der ostdeutschen Menschen weiß, als auch in Westdeutschland bei den Menschen, die das Schicksal der Flüchtlinge als etwas, das sie persönlich nichts angeht, empfinden und abtun.

Die Zuhörer empfingen von ihm den Eindruck eines Menschen, der in der Lauterkeit seines Charakters nicht des Beifalls willen, sondern um die Sache selbst sein ganzes Denken und Sorgen einsetzt für ein großes Ziel, nämlich das der Verständigung und des Friedens unter den **Menschen.** **Lena Wegener**

Unsere Fußballer in der Deutschen Meisterschaft

15mal wurde der VfB Königsberg Balten- und Ostpreußenmeister

Während sich die Fußballspiele um die Deutsche Meisterschaft ihrem Ende nähern, gehen Gedanken in frühere Jahre zurück, da auch Ostpreußenmeister die Hände nach der „Victoria" ausstreckten.

Zwar glückte es weder einem Meister des Balten-Verbandes noch einem Ostpreußen-Gaumeister, weiter als höchstens bis in die Zwischenrunde vorzustoßen, aber die Vertreter unserer ostpreußischen Heimat schlugen sich auf fremden und heimischen Fußballfeldern wacker. Ihnen fehlte letzten Endes immer die große Erfahrung, zumal es an Gelegenheiten zu ständigen Vergleichskämpfen mit Mannschaften anderer Landesverbände oder Gaue mangelte, da zwischen Ostpreußen und dem Reich nach dem ersten Weltkriege der Riegel Korridor lag, der sich auch im Sportbetrieb auswirkte.

In der Revue der Endspiel-Runden um die Deutsche Fußballmeisterschaft, die seit 1903 ausgetragen wird, tauchte erstmalig ein Vertreter Ostpreußens im Jahre 1908 auf. In dem damals begründeten Baltenverband, der sich von Stettin bis Memel erstreckte, trug sich als erster Meister der VfB Königsberg in die Meisterliste ein (er tat es insgesamt 15mal). Als Baltenmeister stieg er im gleichen Jahre in das Rennen um die Victoria ein. Die Vorrunde brachte ihn mit dem Brandenburger Meister Victoria 89 zusammen, der diesen Titel 1908 schon zum dritten Male errungen hatte. Die Niederlage brachte die VfB-Mannschaft aber nicht aus dem Tritt. Im nächsten Jahre hieß der zweite Baltenmeister wieder VfB Königsberg. Allerdings wurde es ihm nicht so leicht gemacht wie im ersten Jahre, denn die aufstrebenden Prussia Samländer, die Tilsiter Lituaner sowie die Stettiner und Danziger Vereine machten ebenfalls ihre Ansprüche auf die Meisterschaft geltend, wurden aber vom VfB abgeschlagen.

Mit dem Jahre 1910 löste erstmalig Prussia Samland den VfB in der Baltenmeisterschaft ab und mußte zur Vorrunde um die „Deutsche" ebenfalls gen Berlin reisen. Gegner war die Berliner Tasmania. Aber auch die Samländer mußten die spielerische Überlegenheit der Reichshauptstädter mit 5:1 anerkennen. — Litauania Tilsit, dem Baltenmeister des Jahres 1911, wäre es gegen den späteren Deutschen Meister des gleichen Jahres, Victoria Berlin, bestimmt nicht besser ergangen, wenn die Tilsiter nicht auf Grund der großen Kosten und Reisestrapazen auf die Austragung des Spieles verzichtet hätten. 1912 versuchte es dafür der BuEV Danzig. Auch er hatte gegen Berlins Victoria kein Glück. Mit 0:7 fuhren die Danziger nach Hause, mit 1:6 mußte ein Jahr später Prussia Samland beim gleichen Gegner das Gleiche tun. Das Kriegsjahr 1914 führte den neuen Baltenmeister Prussia Samland nicht nach der Reichsmetropole sondern zum VfB Leipzig. Aber auch hier kamen die Ostpreußen-Vertreter durch die Auslosung zu einem Gegner, der seine bessere Klasse durch die Erringung des Deutschen Meistertitels 1913 schon bewiesen hatte. Mit 4:1 fiel der Sieg der Leipziger noch nicht einmal zu hoch aus.

Der 1. Weltkrieg beendete vorübergehend die Kämpfe um die höchste Trophäe des deutschen Fußballsports bis 1919. Mit Titania Stettin trat dann 1920 ein neuer Verein als Titelträger des Baltenverbandes in den Wettbewerb. Zu Hause kamen die Titanen zum ersten Male als Baltenvertreter über die erste Hürde der Vorrunde hinweg, als sie Arminia Hannover 2:1 schlugen. Aber schon in der Nürnberger Zwischenrunde ereilte sie in einer 0:3-Niederlage gegen den 1. FC Nürnberg, der sich anschließend auch die Meisterschaftswürde holte, das Geschick.

Das fußball-denkwürdige Jahr 1922 sah zwar den VfB Königsberg als Baltenmeister, Vertreter der Balten wurde jedoch der Zweite, Titania Stettin. Der Hamburger SV unterstrich seine hervorragende Form durch einen 5:0-Sieg über die Stettiner. Um hierbei an die Denkwürdigkeit dieser „Deutschen" zu erinnern, sei kurz erwähnt, daß es trotz Vorrunden, Zwischenrunden und zweimaligem Endspiel zuletzt doch keinen Deutschen Meister gab.

Die ruhmreichen Alten des VfB

Dann brach eine Glanzzeit des VfB Königsberg an. Nicht weniger als neunmal erschien der VfB in der Teilnehmerliste der Vorrunden bis einschließlich 1931. Aber das Glück war den ostpreußischen Vertretern weiterhin nicht hold. Durch Freilos stießen die VfBer in die Zwischenrunde und trafen auf keinen Geringeren als den großen Hamburger SV. Ganz knapp blieben die Hamburger auf eigenem Platz mit 3:2 weiter in der Meisterschaft, die sie dann auch im Endspiel gegen Union Oberschöneweide 3:0 gewannen. Damals begann das Zeitalter der ruhmreichen Alten des VfB mit Gutschendies, Gehlhar, Schröter, Bendig, Jürgons, „Schuckchen" Kohn, Krause und wie sie alle hießen.

Es gab aber nicht nur Sonnenschein. Der knappen Niederlage durch den HSV folgte 1924 eine 1:6-Schlappe gegen die Spielvereinigung Leipzig. Im Jahre darauf war erstmalig Hertha BSC der Berliner Gegner. Die 2:3-Niederlage der VfBer entsprach nicht ganz ihren gezeigten Leistungen, und hätte sich Fortuna nur etwas mit den Königsbergern eingelassen, dann wäre der VfB in die Zwischenrunde eingezogen. 1926 allerdings fiel der Sieg des BSC mit 4:0 erheblich deutlicher aus, aber die Berliner waren in so großer Form, daß sie über den VfB, über den FSV Frankfurt und den Hamburger SV in das Endspiel vorstießen, das dann allerdings die Fürther Kleeblätter 4:1 gewannen.

1927 war mit Hertha erneut ein späterer Endspielteilnehmer als Gegner des VfB ausersehen, und es spricht für die Aufwärtsentwicklung der Königsberger, wenn man an das hartnäckige 2:1 der Berliner denkt. Diese günstige Entwicklung zeigte sich auch ein Jahr später in der Vorrunde. Der VfB-Gegner SC Breslau 08 wurde mit 3:2 niedergerungen. Aber dann hatten die Ostpreußen wieder das Pech (oder wollte es die Auslosung stets so, weil die beim Publikum im Reich unbekannte Ostpreußen-Elf keine Zugkraft auf die Besucher ausüben würde?), in der Zwischenrunde mit der stärksten Elf der Meisterschaft, dem Hamburger SV, gepaart zu werden. Mit 4:0 wurde der VfB aus dem weiteren Wettbewerb geworfen. Ein Trost war es nur, daß in der Vorschlußrunde ein bekannterer Verein als der VfB, nämlich Bayern München, von den Hamburgern sogar mit 8:2 geschlagen wurde, und daß Hertha im Endspiel gegen die unbezwingbaren Hamburger 2:5 unterlag.

Die Breslauer 08er übten 1929 für die Vorjahrs-Niederlage am VfB Revanche, sie blieben 2:1-Sieger und kamen auch in die Zwischenrunde. Während in den folgenden Jahren, bedingt durch die politische und wirtschaftliche Lage die Leistungen der ostpreußischen Mannschaften auf der gleichen Höhe blieben, die Linie der Vereine im Reich dagegen aufwärts bewegte, gab es für den VfB 1930 und 1931 in der Vorrunde gegen den Dresdner SC je ein „8:1-Paket". Prussia Samland als 1931er Meister trotzte Holstein Kiel ein 2:3 ab.

Zum ersten Male in Ostpreußens Fußball-Meisterschaft tauchte 1932 der MSV Hindenburg Allenstein auf. Er wurde Meister und von Eintracht Frankfurt 6:0 niedergekämpft. Prussia Samland löste die Allensteiner 12 Monate später ab, die Vorrunde brachte den Königsbergern durch Beuthen 09 eine 1:7-Niederlage.

Es folgte dann die Umorganisation innerhalb des deutschen Sports. Der Gau I Ostpreußen/Danzig entstand. Die Baltenmeister wurden durch die Gaumeister abgelöst. Erster Titelträger eines ostpreußischen Gaumeisters sicherte sich Preußen Danzig. Der neue Austragungsmodus sah nicht mehr ko-Runden sondern Hin- und Rückspiele in besonderen Gruppen vor. Die Danziger hatten gegen Victoria Berlin (0:3, 2:5), gegen Beuthen 09 (1:2, 1:4) und gegen Viktoria Stolp (1:3, 1:1) zu spielen und errangen aus diesen sechs Begegnungen nur einen Plus-Punkt.

Mit wechselndem Erfolg war vor dem Kriege noch einmal Hindenburg Allenstein an der Reihe. Der HSV blieb 4:1 und 5:2 erfolgreich, gegen Blau-Weiß Berlin gab es ein 1:2 und 3:0, während gegen den VfL Osnabrück, der auch heute wieder der Spitze zustrebt 0:0 und 3:1 gespielt wurde. **Aber trotzdem nur der vorletzte Platz hinter dem HSV und VfL Osnabrück und vor Blau-Weiß Berlin.**

Die erste Kriegsmeisterschaft brachte dem VfB Königsberg neuen Erfolg. Die Gruppenspiele beendeten die Königsberger mit Union Oberschöneweide mit je 6:2-Punkten punktgleich, nur das bessere Torverhältnis brachte den Berlinern den heißbegehrten Gruppensieg. 1941 war VfB Ostpreußen-Meister, der diesen Titel bis 1944 innehatte (damit also letzter Titelträger ist), er wurde der Gruppe IIa zugeteilt. Zwei Niederlagen gegen den Hamburger SV (1:3 und 1:2) eine gegen den 1. SV Jena (2:4) und nur ein Sieg gegen Jena (4:0) vernichteten wieder alle Hoffnungen.

Bei der ständig wachsenden Zahl der Meisterschafts-Anwärter mußten von 1942 ab Ausscheidungsrunden durchgeführt werden. Der VfB setzte sich über den neuen Westpreußen-Meister HUS Marienwerder mit 7:1 hinweg, siegte in der Vorrunde über Orpo Litzmannstadt 8:1 und kam in der Zwischenrunde mit Blau-Weiß Berlin zusammen. An einem glühendheißen Sommer-Sonntag erlebten 60 000 Zuschauer im Post-Stadion einen erbitterten Kampf, der bei leichter Feldüberlegenheit der Königsberger doch in letzter Minute 2:1 für die Berliner endete. Der VfB hatte in Torwart Schönbeck (der heutige Torsteher vom FC St. Pauli) seinen besten Mann. Krause und Jesnowski verteidigten und hielten die gefährlichen Stürmer immer wieder auf, so daß die Berliner Zuschauer in helle Begeisterung über die Leistungen der VfBer ausbrachen.

Die letzten Stationen der Meisterschaft: 1943 VfB — Neufahrwasser 3:1, VfB — SG Warschau 5:1 (da aber angeblich ein nichtberechtigter Spieler beim VfB mitgewirkt hatte, mußten die Königsberger ausscheiden, ihren Platz nahm Neufahrwasser ein und kam trotz der Niederlage schon im ersten Spiel für den VfB in die Zwischenrunde, wurde dort aber vom Dresdner SC 4:0 geschlagen). — 1944: VfB — Mölders Krakau 4:1, VfB — Groß-Born 3:10 (bei Groß-Born hatten sich damals zahlreiche Spitzenspieler als Gäste eingefunden, so daß es fast eine Nationalmannschaft stellen konnte).

Mit diesem letzten Kampf des VfB trat Ostpreußens Fußball, was man damals in dem Umfange noch nicht ahnen konnte, zum letzten Male an die Öffentlichkeit. Die Verluste unter den ostpreußischen Sportlern, besonders auch unter den Fußballern, sind groß. Jahre vergingen, ohne daß man in der ersten Nachkriegszeit etwas von den ostpreußischen Aktiven hörte. Dann tauchten, besonders in Norddeutschland, wieder die bekannten Namen auf. Bald machte in Schleswig-Holstein der SV Itzehoe von sich reden. Er steigt gleich im ersten Jahre in die Landesliga auf und behauptete sich in dieser Klasse dreimal als Landesmeister. Der große Sprung ins Fußball-Oberhaus allerdings glückte nicht. Und in dieser Mannschaft fand man die ersten ostpreußischen Aktiven versammelt wieder. Die Repräsentativen Lingnau, Baluses, „Pinsel" Reich und Torwart Schönbeck, der aus der VfB-Jugend hervorgegangene Stürmer Scheffler, ein Bruder des unvergeßlichen VfB-Links-Verbinders. Auch der alte VfB-Betreuer Ellendt war wieder dabei, er hatte seine Schützlinge um sich versammelt. Später kam auch Kurt Krause aus Rußland wieder.

Inzwischen haben die Fußballer Ostpreußens, besonders die Königsberger, die alten wie die jungen, mögen sie noch so weit über das Rest-Reich verstreut sein, Verbindung untereinander aufgenommen, und im vorigen Sommer gab es sogar schon wieder eine Königsberger Stadtmeisterschaft in Hamburg, die von Prussia Samland gen den VfB gewonnen wurde.

Maximilian Grunwald.

Turnertreue bis zum Tode

Am 22. 4. 50 verstarb in Bergen (Rügen) im 72. Lebensjahre der weit über seinen heimatlichen Verein hinaus in ostpreußischen Turnerkreisen bekannte und um das ostpreußische Turnwesen hochverdiente Justizverwaltungsrat außer Dienst Georg Schmidt. Schon 1898 trat er dem Königsberger Männer-Turn-Verein von 1842 bei und als echter Jünger Jahns hat er fast drei Jahrzehnte im Turnrat des KMTV, des Pregelgaues und des Kreises I der DT in guten und schlechten Zeiten gewirkt, zuletzt als Vereinsführer dafür sorgend, daß selbst Anfang 1945 noch aktiv geturnt wurde. Das Schicksal verschlug ihn mit seiner Gattin völlig mittellos nach Bergen (Rügen). Vier Jahre lang fristete er dort sein Leben durch Holzhacken und andere schwere körperliche Arbeit, bis ihm endlich eine bescheidene Rente zugebilligt wurde. Regen Anteil nahm er an den Rundbriefen des KMTV und am Neuaufbau des deutschen Turnens. Es war die Tragik seines Lebens, daß er als Flüchtling keinen einzigen seiner vielen Turnfreunde in der Nähe hatte. Als er in den letzten Stunden kaum noch etwas richtig fassen konnte, ließ er sich die soeben gekommene Zeitschrift „Deutsches Turnen" geben, besah sie, umklammerte sie wie seinen köstlichen Besitz und schlief ein.

Georg Schmidt wird bei seinen Turnern unvergessen bleiben. Durch seine Hilfsbereitschaft, sein tiefes menschliches Empfinden, seine echte turnerische Haltung, nicht zuletzt durch sein schlichtes Wesen hat er sich in allen Turnerherzen ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Turnertreffen im Herbst

Zu einem vierten Wiedersehenstreffen hat der alte ostpreußische Turnerführer, Schulrat a. D. Fritz Babbel die ost- und westpreußischen Turnerinnen und Turner aufgerufen. Das Treffen findet vom 15. bis 17. September 1950 in der Jugendherberge Hausberge an der Porta Westfalica statt. Ein Begrüßungsabend, Wanderungen, Turnen, Turnspiele, ein Heimatabend und ein festlicher Ausklang am Sonntagabend sollen die Teilnehmer sich wieder einmal unter Turnern heimisch fühlen und ein Stückchen fröhlicher Vergangenheit aufleben lassen als leuchtende Stunden zur Stärkung im Lebenskampf. — Näheres ist durch Wilhelm Alm in Oldenburg (Oldb.), Bloherfelder Straße 20, zu erfahren.

-Ein ostpreußisches Turnarchiv entsteht

Der Kieler Männer-Turn-Verein von 1844 (KMTV 1844) hat im Jahre 1947 für den Königsberger Männer-Turn-Verein von 1842 (KMTV 1842) die Einrichtung eines Archivs übernommen, in dem Schrift- und Bildurkunden sowie sonstige Erinnerungsstücke aus dem mehr als 100jährigen Leben des KMTV 1842 gesammelt werden. Die guten Erfolge hierbei haben den trotz seiner 70 Jahre noch unermüdlich schaffenden Turnerführer Babbel veranlaßt, daneben den Aufbau eines alle Turnerinnerungen aus Ost- und Westpreußen umfassenden Archivs zu beginnen. Als sein Beauftragter sammelt zunächst Wilhelm Alm in Oldenburg (Oldb.), was der eine oder andere aus der turnerischen Vergangenheit gerettet hat und — evtl. auch leihweise — zur Verfügung stellen will. Es kommen u. a. in Frage Satzungen, Vereinszeitungen, Festschriften, Festprogramme, Statistiken, Siegerlisten, Siegerurkunden, Vereins- und Festabzeichen, Bilder, Zeitungsausschnitte usw. Die wichtigsten Daten über die vorhanden gewesenen Turnvereine, Turnbezirke, Turngaue usw., Gründungstag, Mitgliederzahl, ihre Turnhalle und Turnplätze, ihr Vermögen sowie die Namen der Vorsitzenden, Turnwarte und sonstigen besonders in Erscheinung getretenen Mitglieder mit kurzer Würdigung ihrer Verdienste sollen für eine Turngeschichte des deutschen Ostens in dem Archiv ebenfalls festgehalten werden.

Sollte eine Postanstalt Ihre Bestellung irrtümlicherweise nicht annehmen, so weisen Sie bitte darauf hin, daß die Ostpreußen-Warte im Ergänzungsheft 2 zur Postzeitungsliste 1950 enthalten ist.

Ostpreußen-Sportler auf nach Hamburg!

Das Programm des zweiten großen Treffens der ostpreußischen Sportler in Hamburg liegt jetzt in den Grundzügen fest. Am Sonnabend, dem 5. August, allgemeine Begrüßung im Restaurant Elbschlucht, Flottbeker Chaussee 139. Am Sonntag, dem 6. August, ab 13.30 Uhr, sportliche Wettkämpfe mit einem Fußballturnier, einem Handballspiel der Damen und mit leichtathletischen Wettkämpfen. Der Sonntagabend steht dann den Vereinen getrennt zu zwanglosem Beisammensein zur Verfügung.

Wer die letzten großen Wiedersehenstreffen ostpreußischer Sportler miterlebt hat, für den steht es außer Frage, daß auch das diesjährige Treffen wieder eine Steigerung gegenüber dem bisher Erlebten sein wird.

Gewiß, wie alle unsere Landsleute, haben auch die ostpreußischen Sportler an ihrer Nachkriegssituation schwer zu „knacken". Aber es liegt in der Natur des Sports wie auch in der Natur echten Turnertums, daß diejenigen, die sich einmal den Leibesübungen verschrieben haben oder hatten, sich miteinander verbunden fühlen, aller räumlichen und zeitlichen Trennung zum Trotz. Die Bande des Sports halten jeder Zerreißprobe stand.

Das ist nur für denjenigen etwas Neues, der abseits steht. Wer die Turn- und Sportbewegung kennt, der weiß, daß diese Menschen zu großem Idealismus fähig sind. Wie groß jedoch dieser Idealismus sein kann, daß haben erst die Nachkriegsjahre gezeigt.

Kaum hatte beispielsweise ein Hans Schemionek ein Dach über dem Kopf, da ging dieser Kriegsvorsitzende des Königsberger Asco in der oldenburgischen Fremde wieder an seine Vereinsarbeit. Er suchte und suchte nach seinen „Schäflein", und er fand. Aus Briefen wurden Rundschreiben im Abzugsverfahren, aus Rundschreiben wurde eine gedruckte Vereinszeitung, die „Asco-Treue". Und so findet sich alles, was zur Asco-Familie gehört, allmählich wieder zusammen, die Lebenden und die Angehörigen der Toten, räumlich getrennt zwar, doch geistig verbunden durch die „Asco-Treue".

Der Königsberger Asco war auch der Schrittmacher für diese Wiedersehenstreffen deren drittes jetzt die Freunde des ostpreußischen Rasensports in den ersten Augusttagen erwartet. Es war gewiß damals ein gewagter Versuch, als der Asco vor zwei Jahren nach Hamburg aufrief. Wie wenige hatten bereits in ihrer neuen Umgebung Fuß gefaßt. Dazu die Währungsreform ...

Und trotzdem, sie kamen. Sie kamen aus allen Windrichtungen, aus Nah und Fern. Und wie sie das ermöglicht hatten, unter welchen Opfern . . . So etwas dürfte es wohl nur in der Turn- und Sportbewegung geben.

Und sie fuhren nach Hause mit dem beglükkenden Gefühl: Bei diesem Wiedersehen darf es nicht bleiben. Im nächsten Jahr auf ein Neues!

So entstanden diese Sportlertreffen in Hamburg. Im vorigen Jahr waren fast alle namhaften Königsberger Rasensportvereine vertreten. Die Ansprachen Dr. Schmidtkes und des langjährigen Prussia-Samland-Vorsitzenden Harder, der kurz zuvor Königsberg verlassen hatte, machten den Begrüßungsabend zu einem Erlebnis. Die sportlichen Wettkämpfe festigten alte Bande und lösten schöne Erinnerungen an die Vergangenheit aus. Man denke nur an einen Fußballturnier-Endkampf VfB gegen Prussia-Samland, den die Samländer diesmal gewannen. Oder an das Handballspiel der Asco-Frauen gegen den Blankeneser Verein, der in guter Sportkameradschaft seinen Platz zur Verfügung gestellt hatte. Auch diesmal wieder der einstimmige Wunsch: Im nächsten Jahr müssen wir uns wiedersehen!

Und nun ist es bald soweit

Dieses Treffen wird im Zeichen eines Ereignisses stehen, das in unserer Heimat in ganz großem Rahmen unter Beteiligung höchster Behördenstellen vor sich gegangen wäre. Der ruhmreiche VfB, der in den Zeiten seines aktiven Bestehens erster Repräsentant ostpreußischen Spitzenkönnens war, blickt, wie wir schon in unserer letzten Ausgabe erwähnten, im Juli dieses Jahres auf sein 50jähriges Bestehen zurück. Da wird es der Gratulanten viele geben.

Die Vorbereitungen in Hamburg liegen wieder in den bewährten Händen Georg Brenkes. Er und sein Mitarbeiterstab aus der Hamburger Vereinigung ostpreußischer Rasensportler werden alles tun, um ihren auswärtigen Sportkameraden zwei schöne Tage in Hamburg zu bereiten. An ihre Anhänger aber richten die ostpreußischen Rasensportvereine den Appell: Spart jetzt schon für eure Fahrt nach Hamburg zum ostpreußischen Sportlertreffen. Selbst wenn das mit fühlbaren Opfern verbunden ist, ihr werdet nachher sagen: Es hat sich gelohnt!

Helmuth Wermter

Schlesien gegen Ostpreußen 5:1

Der Vereinigung ostpreußischer Rasensportler, die dieses Spiel im Rahmen der Ostdeutschen Heimatwoche in Hamburg arrangiert hatte, stellten sich elf Mann zur Verfügung, die im Durchschnitt 38 Jahre alt waren. So hatte man sich das auch gedacht. Unsere ostpreußischen Zuschauer sollten solche Spieler sehen, die sie von der Heimat her bereits kannten. Da stand im Tor der langjährige Ascotorwart Orisch, der von Rendsburg herübergekommen war. Die Prussia-Samländer Kurpat und Riemann hatte dieses Spiel aus Osnabrück bzw. Lübeck herübergelockt, und Erhard Kohn vom Rastenburger Sportverein, einer der Brüder des aus seiner VfBer Zeit noch bekannteren „Schuckchen" Kohn war aus Preetz in Holstein zur Verstärkung der Hamburger Streitmacht herbeigeeilt, die sich aus den VfBern Horst Lemke, Bergau und Weber sowie den Prussia-Samländern Bessel, Milz und Mischke und dem Borussiamann Hinzmann zusammensetzte. (Borussia war eine Gründung des bekannten Leichtathleten und Leichtathletiklehrers Baaske).

Schlesien stellte nach langen Verhandlungen überraschenderweise eine erheblich jüngere Mannschaft, in der u. a. der Vertragsspieler von St. Pauli Famula mitwirkte. Das Durchschnittsalter der Schlesier betrug 32 Jahre. In diesem Durchschnittsalter ist der gegnerische Torwart mit 53 Jahren enthalten.

So wurde das Spiel in der zweiten Halbzeit, als unseren „alten Knaben" die Luft wegblieb, zu einer etwas einseitigen Angelegenheit, die 5:1 (1:0) für Schlesien endete. Im ersten Drittel nach dem Seitenwechsel sah es freilich noch so aus, als ob die alten Ostpreußen mit den jüngeren Beinen aus Schlesien Schritt halten würden, besonders als Bergau mit einem schönen 16-Meter-Schuß den Ausgleichstreffer erzielt hatte. Diese Hoffnung war eine Täuschung, aber nicht eine Enttäuschung. Alle haben sich über das Zustandekommen dieses Spiels gefreut und dafür sogar manche Opfer gebracht. So spielten unsere Ostpreußen z. B. in Straßenschuhen, da die uns leihweise versprochenen Fußballstiefel anderweitig gebraucht wurden. Wer von den Spielern seinen Schuhen diese Strapazen nicht zumuten konnte, der wechselte seine Schuhe einfach mit einem Zuschauer für die Spielzeit aus.

Man sieht daraus: Mit etwas Humor und Einsicht geht alles, selbst das, was man früher nicht für möglich gehalten hätte. So wird auch die Vereinigung sich zu trösten wissen, daß der neue Vorstand des HSV uns Ostpreußen als Anschlußabteilung nicht haben will. Wer nicht will, der läßt es bleiben.

Das Spiel verlief in bester Harmonie. Anschließend trafen sich Spieler und Schlachtenbummler zusammen mit dem „feindlichen" Lager in dem netten ABC-Stübchen am Gänsemarkt, einer von Königberg „verlagerten" Gaststätte.

*

Beim Königsberger Treffen am 2. Juli versammeln sich die Sportler nach der Großkundgebung in der „Bauernschänke" in Planten von Blomen.

Nach kurzem Leiden entschlief am 8. Mai 1950 in Lindau am Harz im 76. Lebensjahre, fern ihrer ostpreußischen Heimat, unsere inniggeliebte Mutter, Schwiegermutter und Großmutter

Frau Helene Meyer

geb. Burow

In tiefer Trauer:
Ascan Lutteroth
Luca Lutteroth geb. Prestien
Agnes de Wit geb. Meyer
Dr. Johannes de Wit
Ernst Meyer
Renate Meyer geb. Reichert
Ernst August Burow
Clara Burow geb. Richter
Margarete Burow geb. Weikert
und 4 Enkelkinder.

Hannover, Theaterstraße 3
früher Königsberg (Pr.).

Die Beerdigung hat am 11. Mai stattgefunden.

Nach einem Lebenvoller arbeitsfreudiger Pflichterfüllung und steter Hilfsbereitschaft ist unsere liebe Mutter

Hedwig Borris

geb. Jander

zur ewigen Ruhe eingegangen.

In tiefer Trauer
Gerhard Borris
Dr. Wolfgang Borris
Helmut Borris

Hannover, den 5. Mai 1950
Zeppelinstraße 4

Die Trauerfeier hat am Montag, dem 8. Mai 1950, in der Kapelle des Seelhorster Friedhofes stattgefunden.

3. Zintener Heimattreffen!

Am Sonnabend, dem 12. August 1950, ab 9 Uhr, findet im herrlich gelegenen Restaurant **„Elbschlucht", Hamburg-Altona,** Flottbeker Chaussee 139, das

3. Zintener Heimattreffen

statt. Fahrt vom Bahnhof Altona bis Haltestelle Hohenzollernring.

Bitte diese Nachricht an möglichst viele bekannte Zintener weiterzugeben.

*Einberufer: **Dr. Eitel Rauschning***
(Früher Zinten, Ostpr., Kr. Heiligenbeil)

SUCHANZEIGEN

Hallmann, Helmut, Lehrer und Frau Gertrud geb. Nagel sowie Kinder Georg und Marlene aus Brandenburg am Frischen Haff, ges. v. Marg. Gerlach, (20) Bankewitz, Krs. Uelzen.

August Schliewen, geb. 29. 10. 83, Wittenwalde, Krs. Lyck. Im Juni 45 von GPU verhaftet u. angebl. im Zuge nach Bartenstein gesehen worden. Nachricht an Anna Schliewen, (23) Landschaftpolder, Krs. Leer/Ostfriesland.

Walter Ziegert, Biesellen, Krs. Osterode, letzter Aufenthalt Hebel, Krs. Fritzlar b. Homberg; **Strehl, Antonie** geb. Meik aus Allenstein, verschleppt am 6. 3. 45; **Meik, Alfons,** geb. 25. 10. 1900, aus Allenstein, F.-Nr. 33 823 D, Ers.-Batl. Bialystock, ges. von E. Ziegert, Karlsruhe, Nokkstraße 1 II.

Hühnert, Emil, Feldpostmeister aus Lötzen, geb. 17. 5. 01, Feldp.-Nr. 10 560. Letzte Nachr. Febr. 45, auf dem Wege von Karlsbad nach Stettin?. Nachricht an Meta Hühnert, (13 a) Oberbach/Rhön, Unterfranken.

Hermann Sabrowski aus Allenstein, Jakobstr. 13 u. Verwandte, ges. v. Fam. H. Sabrowski, (22 c) Lindlar, Bez. Köln, Klosterstr. 24.

Ottilie Buske aus Schanzenkrug b. Tilsit, von Lisbeth Pawelske, Hangelar b. Bonn, Niederberg üb. Siegburg.

Schaffran, Minna, Waltraut und Kurt aus Elbing, Maasstr. 4 sowie Krause, Marg., Kreuzingen, Hauptstraße 1, von Irene Hungerecker, (22 a) Moers a. Rh., Moerser Str. 3.

Margarete Schloesser, geb. 18 7. 69, Cranz, Blumenstr. 21; **Elisabeth Moehring,** geb. 23. 4. 68, Kbg., Schocksche Stift; **Lucy Oertel,** geb. 6. 7. 70, Kbg., Henschestr. 5, ges. von G. Scheuermann, Oppenau, Schwarzw., Baden, Vinzentiushaus.

Kuno Kleist, Lokf. Bw. Kbg., am 30. 1. 45 in Metgethen in Gef. geraten. **Max Tempel,** Königsberg, Schwimmender Tempel, im April 46 von Lager Tapiau weitergeleitet. Nachricht an Klara Kleist, (16) Eschwege, Niederhoner Str. 42 b.

Behrendt, Emma geb. Trutnau, Kbg., Clausewitzstr. 10. Wer weiß etwas über das Schicksal meiner Mutter? Nachr an Alfred Behrendt, (24 a) Hollern 33, Krs. Stade.

Puffke, Ernst-Martin, Königsbg., Schrötterstr. 11. Am 8. 4. 45 mit Hans Dzugga in der Schrötterstr. gesehen. Ges. von Erich Puffke, (22 a) Solingen-Höhscheidt, Bergerstraße 42.

Emma Lehmann geb. Siehr, mit ihren 10 Kindern u. Großeltern **Siehr,** Neukuhren, Battauer Weg 1, ges. v. Helene Koesling, Husberg, Krs. Plön, üb. Neumünster, Holst.

Altersheim Pr.-Eylau. Suche Frl. Emma **Tiltmann.** Nachr. an Erika Braun, Bringhausen üb. **Bad Wildungen.**

Anna Bloeß, geb. 19. 1. 70 in Dresden, zuletzt Kbg., Luisenalle 96. **Helene Jeckstedt,** Kbg., Baszkostr. 7 u. **Kurt Bohnke** und Fam. (Prillwitz), Kbg., Tannenwalde, ges. v. Gerh. Kerber, (22 c) Bonn, Steinweg 25.

Luise Satzinger, Kbg., Neue Reiferbahn 7, lezte Nachricht aus Zinten 1945, ges. v. Leni Schwarte, Herten/Westf., Ewaldstraße 37 I.

Schäfer, Hertha, Seedranken, zuletzt wahrsch. im Krankenhaus Bethanien, Lötzen, als Schwester tätig gewesen. Feldmeister **Harry Donath, Lyk,** ges. v. L. Barowski, Hann. Münden, Wilhelmshäuser Straße 5.

Schukies, Gertrud, Kbg., Otto-Reinke-Str. 7, **Gertrud Günter u. Frau Döring,** Kgb, Otto-Reinke-Str. 7, ges. v. G. Brügge, Klixbüll üb. Niebüll, Schleswig.

Krankenhaus und Altenheim Bombitten üb. Zinten. Wer weiß etwas über den Altbauern **Heinrich Lakies** aus Motzischken, Krs. Ragnit? Wurde in Bombitten zurückgelassen, damals 71 Jahre alt. Nachricht an H. Gudjons, (16) Gelnhausen, Steinbrunnen 4.

Polluschke, Helene aus Kbg., Friedemannstr., oder Angehörige meldet euch bei Helene Steffen-Jeromin, (24) Stade/Elbe, Harburger Straße 191.

Müller, Lisbeth, Kbg., Körteallee 14. **Müller, Paul,** Franz und **Henriette** aus Kbg., Selkestraße 14, **Bickner, Heinz** und Martha aus Heinrichswalde, ges. v. Hildegard Prauschke, (21 b) Geseke/Westf., Viehstraße 18.

Schalnas, Anna geb. Gehlhaar, Kbg., Waldburgstr. 23, Schulrat-Witwe; **Schalnas, Margarete,** Postassistentin, Kbg., Waldburgstr. 23, ges. von Kaethe Gehlhar, Göttingen, Mauerstraße 26 II.

Fam. Franz Schlupp aus Cropiens, Fam. **Heinrich Schlupp aus** Mettkeim, **Elise Schlupp** geb. Diering, Neukuhren, **Johanna Hildebrand** geb. Hinz sowie Helga und Elfriede, Kbg., Vorderroßgarten 63, **Klara Thalau,** Kbg., Stägemannstraße 31, ges. v. Frau M. Neumann, Bielefeld, Johannisstift.

Max Malettke, Kbg.-Juditten, Waldstraße 29, Ehepaar **Albert Kohn,** Kbg., Oberhaberberg 35, ges. v. Frieda Dittmann, Moers (Rhld.), Ürdingerstraße 29.

Dr. Heinrich Weiß, Ass.-Arzt in der Med. Univ.-Poliklinik in Kbg., war Anfang April 45 als Arzt im Kampfabschnitt Landgraben—Nähe Jahn-Sportplatz tätig. Seit 9. April 45 fehlt jede Spur. Nachr. erb. Elisabeth Weiß, Odenwaldschule, Post Heppenheim a. d. Bergstraße.

Uffz. Adalbert Salomon, letzte Nachr. v. Gren.-Ers.-Abt. 493 D.-Eylau. Ausk. u. Nachr. erb. an Kurt Salomon, Sebexen ü. Kreiensen/Harz.

Rußlandheimkehrer! Kühnapfel, Siegfried, geb. 15. 3. 13 in Rastbg., verm. als Lt. d. Nachr. bei Stalingrad (sonst Pfarrer in Liebenberg), zuletzt gesehen im Lager Jelaguga Frühjahr 43. Nachr. erb. M. Kühnapfel, Wilhelmshaven-Nd., Kniprodestraße 132.

Seiffert, Emil, Rev.-Lt. d. Schp. beim Abschn.-Kdo. Nord d. Schp. Kbg., geb. 6. 4. 89 in Glandau. Am 9. 4. 45 in russ. Gef. geraten. Letztes Lebenszeichen v. Aug. 46 aus d. Heimkehrerlager Stralsund-Rügendamm, seither vermißt. Angaben erb. Günter Seiffert, Düsseldorf, Scheibenstraße 17.

Gretel Sbikowski aus Allenstein u. Kbg. u. **Georg Thiel u. Frau Edith** geb. Perbandt aus Pr.,Eylau, zuletzt Landsberg/Ostpr., ges. von Kurt u. Ruth Lindenau, Hübeck 10 (22 a), Post Gretrath b. Krefeld.

Gefr. Walter Stulgies, geb. 3. 6. 1922 in Benkheim, wohnh. Kbg., Vorderroßg. 54, F. Nr. 45 357 B. Letzte Nachr. 8. 1. 45 aus d. Raum Warschau-Krakau. Ges. v. seiner Mutter Joh. Stulgies, (16) Frankenberg/Eder, Obermarkt 22.

Lehrer Richard Haeske, geb. 2. 4. 95, Neudorf b. Schönlanke/Netzekreis, geriet mit dem Volkssturm am 13. 2. 45 in Schneidemühl in russ. Gefangenschaft, 22. 2. 45 als Zivilgefangener in Czarnikau. Nachr. erb. an Frau Anna Urban geb. Haeske, Hinzbeck, Schulstr. 2, Kr. Kempen-Krefeld, Niederrh.

Georgina Pauline Deptolla, geb. 1. 1. 97, aus Kbg.-Liep, Bozener Weg 105, und Sohn **Alfred,** etwa 22 Jahre alt, zuletzt bei Heimatflak, und Sohn **Alfons,** etwa 25 Jahre alt, in Rußland vermißt, werden ges. v. Fam. G. A. Stienert, (16) Langen/Hessen, Mühlstraße 2.

Fam. Bernh. Schwarz, fr. Kbg., Selkestr. 19, u. Fam. **Heinr. Lietmann,** Fischereiinsp., Kbg., Schrötterstr. 77, ges. von Fam. Karl Scheffler, Hann.-Münden, Wilhelmshäuser Straße 4.

Scheler, Architekt, Allenstein, Roonstr. 85, ges. v. Bruno Garz, (16) Auerbach a. d. Bergstraße, Jahnstraße 9.

Wer kann Auskunft geben über das Schicksal meiner Eltern **Hermann und Hertha Meyer,** Kbg.-Ponarth, Barabarastraße 2 a? Als 12jähriger kam ich im Nov. 44 mit dem 2. KLV-Transport nach Sachsen und wurde von ihnen getrennt. Letzte Nachricht von ihnen am 1. 1. 45. Für die kleinste aufklärende Mitteilung Dank im voraus. Arnold Meyer, (13b) Icking (Obb.), Kr. Wolfratshausen, b. Sixt.

Frl. Marie Scheuermann, geb. 15. 7. ?, Kbg., Marienstift. Ges. v. Gertrud Scheuermann, (17a) Oppenau, Schwarzwald, Vinzentiushaus.

Fam. Sommerfeld, Gr. Mausdorf/Danzig, **Fam. Otto Fröse,** Gr. Mausdorf/Danzig, **Kurt Wiebe,** Lupushorst/Danzig, **Erich Waldehn,** Staatl. Domäne Burggarten b. Ortelsburg u. Frl. **Bauer,** Rendantin d. Fürstl. Güterverw. Schlobitten, ges. v. Robert Seith, Liepolsheim (Baden), Hauptstraße 66.

Herbert Mack, Rittergutsbesitzer Gestüt Althoff-Ragnit, und Frau **Heta Mack** geb. Parschau, ges. von Frau Bernier, Düsseldorf, Moorenstraße 5c, III.

Soldaten der von Grollmann-Kaserne Osterode, Heimkehrer, Memelländer! Wer kann über das Schicksal meines Vaters, Hauptm. **Gerhard Schmaeling,** geb. 19. 6. 97, Auskunft geben? Heimatanschrift: Memel, A.-Hitler-Straße 8, bzw. Gut Liebken. Letzter Standort: Osterode, 3. Kraftf.-Ersatz-Abtlg. Letzter Einsatz Gilgenburg/Tannenbergdenkmal, Mitte Jan. 45 als Battr.-Kmdr. Nachr. erb. an Ralph Schmaeling, München 27, Gauß-Straße 4.

Landwirt **Fritz Stolzke,** Mühle Stantau b. Neuhausen, geb. 19. 1. 91 in Kleinheide, und Autoschlosser **Hans Stolzke,** Kbg.-Rothenstein, Stieglitzweg 17, geb. 17. 2. 10, und deren Familienangeh. werden ges. v. Fritz Stolzke, Gronau/Westf., Alexanderstraße 29.

Rudolf Brandt, geb. 5. 1. 72; **Gertrud Brandt geb. Gundel,** 23. 8. 92. Kbg., Bismarckstr. 5, ges. v. Friedel Szidat geb. Brandt, Achtrup (24b) ü. Leck, Südtondern.

Maria Wegener aus Kbg., Claasstraße 13, u. **Charl. Hinz** aus Kbg., Tragh Kirchenstr., ges. von Lena Herbst geb. Karlisch, Gifhorn, Hann., Freitagsmoor 7.

Emma Reschat aus Hanai, Kr. Ebenrode, 67 J., vermißt seit Jan. 45 in der Gegend Pr. Eylau—Kbg. Nachr. erb. an Otto Reschat, Lehrer a. D., Göttingen, Reinhäuser Landstraße 9.

Blindenanstalt Kbg. Wer von den Ärzten, Schwestern und Kranken kann Auskunft geben über Frau **Emma Kohnert,** Kbg., Oberhaberberg 5, die Febr.-März 45 dort operiert wurde. Nachr an Lotte Kohnert, 14b Burladingen, Hohenzollern, Hauptstraße 85.

Hedwig Krell, Kbg., Schrötterstraße 29a. Wer hat sie beim Russeneinfall gesehen oder kann über ihren Verbleib Auskunft geben? Nachr. an Fam. Walter Groß, Saulgau (14b), Schillerstraße 36.

Obergfr. Paul Offen Kbg., letzte F.-Nr. 41 747 F. letzte Nachricht v. 12. 1. 45 Richtung Modlin-Warschau, ges. von Edith Offen, 13a Coburg, Badergasse 11.

Baumeister Benno Walter, Kbg., Schützenstr. 18 (?), Anfang Febr. 45 in Dommelkeim b. Kbg. von den Russen abgeführt; seine Ehefrau **Berta W.** wurde zuletzt auf einem Transport nach Rußland in Insterburg gesehen. Nachr. erb. an Dr. med. George, Elisabethzell (13a), Kr. Bogen, Nbb.

Emly Joh, geb. 6. 9. 06 in Tilsit, letzte Anschrift: Kaunas Sasmanskin gatwe 46 uta Litauen. Nachr. erb. an Emma Joh, Tarnstedt, Kr. Bremervörde.

Frau Kroll, Kbg., Ludewitzstr. 6 (Ehemann Ing. d. Schichauwerft), ges. von Käte Semmelroggen, Kiel, v. d. Goltzallee 19.

Eduard Kittler, Stabsgefr., aus Kbg., F.-Nr. L 55 563. Wer war v. Juli—Sept. 45 mit ihm im Lazarett Georgenburg b. Insterburg. Nachr. erb. an die Mutter Rose, Mecklenburg-Kittler, (23) Bremen, Verdener Straße 103.

Achtung Königsberger! Wer hat Frau **Emma Noffz,** geb. 21. 2. 1891, zuletzt wohnhaft Kbg., Hindenburgstr. 65, gekannt und weiß Näheres über ihr Schicksal nach 45. Ausk. erb. an Irmg. Niederhausen, Göttingen, Theaterstraße 13.

Fritz Schwarz, Kbg., Am Stadtgarten 10, nach dem Krieg: Fl. Admin. Kopenhagen, Frederiksgade 7. Auskunft üb. Verbleib an Helmuth Schwarz, Bad Kissingen, Spitalstraße 10.

Gustav Krause, Allenstein (Molkerei) ges. v. Max Pahlke, (14b) Altensteig, Gartenstraße 83.

Rudolf Buttlewski, geb. 9. 10. 06, in Kbg. Am 1. 3. 45 aus Pillau abtransportiert, ges. v. Auguste Forstreuter, Oldenburg i. O., Unter d. Linden 15.

Wer ist mit **Franz Rathke-Kurschen** in Mühlenhöhe, Ostpr., 45 zusammengew. u. kann Näheres berichten? Frau Helene Rathke, Pfalzdorf, Kr. Kleve (Nh.), Kleverstraße 60.

Nueske, Wilhelm, Justizrat, geb. 20. 3. 84 in Kurkau, Kr. Neidenburg, zul. wohnhaft Kbg., Hardenbergstraße 2. Sommer 45 im Gefangenenlager Georgenburg gesehen. Nachr. erb. Hedwig Nueske, Mettmann (Rhld.), Lauterbacher Straße 19.

Horst Günter Moser, geb. 12. 8. 27 in Kbg., Hindenburgstr. 77, letzte Anschrift v. 13. 1. 45, eingezogen Okt. 44 b. d. 4. SS-Nachr.-Ausb.- u. Ersatz-Abtlg. 2, F.-Nr. 18 610. Nachr. an Frau Berta Moser, Arpsdorf üb. Neumünster, Kreis Rendburg.

Lehrer Walter Volker, Kbg., Königstr. 83, tätig Schule Liep. In welchem Gefangenenlager wurde er gesehen? Auskunft über das Schicksal erbeten an Erna Volker, Oldenburg i. O., Donnerschweerstraße 37.

Kriehs, Henriette u. Schwester Jakolns, Emilie, aus Neidenburg, Soldauer Chaussee. Wohnte Aug. 45 noch in Neidenburg. Nachricht an Walter Tallauk, (23) Aschwarden, Krs. Osterholz (Hann.).

Hugo Kitsch u. Angehörige aus Lautens b. Hohenstein, ges. von Eduard Kuhn, (23) Appeln über Stubben, Krs. Wesermünde.

Heimkehrer! Hermann Groenke, geb. 22. 5. 26, stud. rer. nat., R. O. B. b. d. Granatwerfer-Ausb.-Kp. 491, Dt. Eylau, vermißt seit 20./22. 1. 45 in Dt. Eylau. Kp.-Führer **Oblt. Narejcek,** Elbing. Kamerad. der Komp. bittet um Nachr. Fr. Groenke, (16) Stockhausen, Krs. Lauterbach/Hessen.

Dr. med. Gerhard Gallien, geb. 21. 4. 14 in Heilsberg, letzte Anschrift Kbg., Tragh. Kirchenstr. 69, kam Juni 42 b. Shukowo in r. Gef. F. Nr. 28 281 B. Auskunft u. Nachr. an die Mutter, Irene Gallien, Tübingen, (14 b), Schwabstr. 51.

Luise-Charl. Borkowski, geb. Salecker, geb. 4. 10. 78, Kbg., Hagenstraße 71, Witwe d. Prof. Heinrich B.), letzte Nachr. aus Kbg., März 45. Nachr. erb. an Liselotte Borkowski, Frankfurt-Höchst, Konrad-Glatt-Str. 43.

Familie Paul aus Kbg., Hagenstraße 1, Fam. **Gustav Lorenz** aus Imten b. Tapiau, Fam. **Walter Mertens,** Gut Rohmahnshof bei Gerdauen, ges. von Dr. Donner, Frankfurt a. M., Leipziger Str. 22.

Rudolf, Emilie, Paul und Willi Blumenthal aus Gr. Lüdtkenfürst, Kr. Heiligenbeil, ges. von Albert Blumenthal, (22 b), Rohrbach bei Landau, Rheinpfalz.

Oberschule Braunsberg i. Ostpr.! Ehem. Klassenkameraden werden um Bekanntgabe ihrer Anschriften gebeten von Ernst Federau, Hamburg 20, Epp. Landstr. 168.

Joachim Quassowski, geb. 8. 1. 14 in Reichensee/Ostpr., vermißt seit Mai 45 in der Tschechoslow., ges. von Fam. Hans Quassowski, Bielefeld, Beckhausstraße 149.

Lisbeth Knappke mit Kindern **Gerda** und **Gerhard,** evakuiert nach Sindau, Kr. Bartenstein. Wer weiß etwas über den Verbleib? Heimgekehrte von der Kolchose Knauten, Pr. Eylau, die **Franz Knappke,** genannt „Onkel Franz" kannten, bitte melden. Nachr. an Jaun, Wöllmarshausen b. Götting.

Wer war bei dem **Transport „Der Deutsche",** ungef. 28. 1. 45, aus Kbg.-Pillau ausgelaufen und weiß etwas üb. **Elli Monien,** Patientin des RK-Krankenhauses Kbg.? Nachr. erb. an Max Monien, Wuppertal-Barmen, Gronaustr. 59.

Kunstmaler Johannes Schulz, geb. Kbg. 23. 5. 96, zuletzt Hilfszollbetriebsassistent in Pillau, Febr. 45. Letzte F. Nr. 23 253, und **Dr. med. Heinz Wollenberg,** geb. 19. 2. 97 i. Kbg. Nachr. über das Schicksal d. Genannten an Frau Irma Schulz-Wollenberg, (13 b) Simbach/Inn, Nbb., Unterer Bahnhofsweg 2, II.

Gertrud Petrowsky, geb. 3. 5. 27, aus Welau, Krs. Elchniederung, am 30. 1. 45 in Gr. Heydekrug (Samland) von einem Auto mitgenommen. **Marta Darms,** geb. 30. 9. 12, aus Elbingskolonie, Krs. Elchn. Ges. v. Ida Petrowski, Ohrensen, Hof Lusthog, Krs. Stade.

Fam. Zeglat, Tilsit, fr. Ebenrode, u. Fam. **Schumann,** Bahnhofswirt, Ebenrode, werden ges von Meta Schulz, Nagold-Waldeck, Pr. Calw, Württbg.

Petersdorf, Marta, geb. Göring, Kbg., Rudauerweg 1, ges. von Olga Mielke, 20 a, Sarstedt, Kipphutweg 6.

Otto Steinau, Schuhmacher aus Kbg., Tamnaustraße 15, Febr. 45 beim Volksst., ges. v. Fr. Emilie Steinau, Horbach I-Land b. Aach., Oberdorfstr. 120.

Fr. Marta Schmidt, geb. Kleefeld, **Agathe Weidner-Korittki,** geb. Kleefeld aus Kbg., Hegbartstraße 1, ges. v. Ella Veit, Braunschweig-A, Eitelwaldstr. 2.

Heimkehrer! Wer kann Nachr. geben üb. San.-Uffz. **Horst Baumann,** Kbg., geb. 3. 4. 16. Letzte Nachr. v. 14. 1. 45 a. Grönau b. Litzmannstadt, San.-Ers.-Abt. I, 6. Kp. Unk. werden erstattet v. seiner Mutter Gertrud Diek, Oberachern (17 b) i. Baden, Hauptstr. 111.

Königsberger Werke u. Straßenbahn. Stadtbetriebsoberinspektor **Arthur Ladday** und dessen Ehefrau **Marie Ladday** werden ges. von Dr. Kurt Ladday, Ilsfeld, Kr. Heilbronn.

Suchanzeigen kostenlos

Von allen Beziehern der Ostpreußen-Warte, die noch immer im Ungewissen über das Schicksal ihrer nächsten Angehörigen sind, nehmen wir Suchanzeigen kostenlos auf. Wir wollen in unserem bescheidenen Rahmen mit dazu beitragen, Aufklärung über den Verbleib unserer vermißten Landsleute zu schaffen.

Mit Rücksicht auf die Fülle der bei uns eingehenden Suchanzeigen bitten wir, den Text möglichst kurz zu halten. — Unsere Leser bitten wir ferner, etwaige Nachrichten oder Hinweise unverzüglich an die Suchenden mitzuteilen.

Elchland-Verlag, Anzeigen-Abteilung

Ärztliche Arbeit in Ostpreußen

Von Dr. PAUL SCHRÖDER, Sprecher der „Ostpreußischeu Ärztefamilie"

Blickt man als ostpreußischer Arzt auf die Verhältnisse zurück, unter denen sich die ärztliche Arbeit in der Heimat vollzog, so will es scheinen, als ob sie in mehr als einer Hinsicht von besonderer Eigenart waren. Man wird sich dabei jedoch kritisch die Frage vorlegen müssen, wieviel von diesem Eindruck etwa auf das Konto dessen geht, was man gewöhnlich mit Lokalpatriotismus zu bezeichnen pflegt und wie weit üblicherweise die Erinnerung an Vergangenes verklärend wirkt. Aber wenn wir auch einen gewissen subjektiven Gehalt unseres Rückblicks ruhig zugeben wollen — warum sollte ein solcher auch nicht vorhanden sein und sich immer ein wenig im Dank an die Heimat bemerkbar machen — so gibt es doch manche Umstände, welche die Behauptung stützen, ärztliches Leben und Wirken in Ostpreußen habe immer eine besondere Prägung gezeigt.

Die wesentlichste Bestätigung hierfür geben die Urteile aller derer ab, die mehr oder weniger freiwillig aus dem Reich — so pflegten wir Ostpreußen uns zum Mißvergnügen unserer „Erzieher" auszudrücken — in unser Land gekommen sind, um dort ärztlich tätig zu werden. Und es ist, um das gleich vorwegzunehmen, charakteristisch, daß diese Wahl- oder Pflichtostpreußen, die doch meist mit erheblicher Voreingenommenheit zu uns kamen, auffallend rasch in der oft sehr positiven Beurteilung unserer heimatlichen Verhältnisse und insbesondere unserer ärztlichen Arbeit mit uns übereinstimmten, ja sogar uns häufig genug darin übertrafen.

Untersuchen wir nun einmal kurz, worin denn diese Besonderheit bestanden hat, die so auffallend rasch die vorgefaßte ungünstige Meinung in ihr Gegenteil verkehrte, so ist zunächst festzustellen, daß die gewisse Isolierung der ehemals östlichen Provinz des Reiches auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet — und damit natürlich auch auf dem ärztlichen — an sich schon eine Sonderstellung bedingte. Es kann hier nicht im Einzelnen auf die Faktoren eingegangen werden, die sich daraus ergaben. Eine gewisse Abgeschlossenheit, die sich früher aus der Mangelhaftigkeit der Verkehrswege vom und zum Reich, später durch den „polnischen Korridor" entwickelte, die Weiträumigkeit einer sehr mannigfache Reize bietenden Landschaft und die aus der geschichtlichen Entwicklung und kolonisatorischen Besiedlung durch die verschiedensten deutschen Stämme resultierende Aufgeschlossenheit der angeblich rückständigen ostpreußischen Bevölkerung seien nur kurz als wesentliche Hauptfaktoren aufgeführt.

Was ergab sich daraus für die ostpreußische Ärzteschaft? Zunächst sei einmal darauf hingewiesen, daß sich von vornherein ein gewisses patriarchalisches Verhältnis zur einzigen heimatlichen Universität, der Albertina, entwickelt hatte. Gewiß — — es haben von jeher die werdenden Ärzte in Ostpreußen darauf Wert gelegt, einen Teil ihres Studiums oder ihrer Assistentenjahre außerhalb der engeren Heimat zu absolvieren. Aber man kehrte doch, je mehr man sich einem Examen oder dem Abschluß der allgemeinen oder fachärztlichen Ausbildung näherte, meist in die Heimat und in den Schoß der Albertina zurück, teils aus der uns angeborenen, wenn auch oft erst in späteren Jahren so recht bewußt werdenden Heimatliebe, teils auch, um durch den gegebenen engeren Kontakt bessere Möglichkeiten für die Schaffung einer eigenen Berufsexistenz zu finden. Die Folge davon war, daß im Allgemeinen die Verbindung mit der Hochschule, d. h. besonders mit ihrer medizinischen Fakultät, bis zum eigenen Seßhaftwerden nie abriß, ja sogar, wie gezeigt werden soll, dieses überdauerte. Solange man als Arzt in Ostpreußen tätig war, kam man von dem Schürzenband der Alma Mater nicht mehr los und das war durchaus kein Fehler!

Wer Facharzt werden wollte, mußte an den Königsberger Universitätskliniken als Hauptausbildungsstätten mehr oder weniger lange tätig sein, und wer es dort zum älteren Assistenten oder Oberarzt gebracht hatte, fand erfahrungsgemäß seine weitere praktische Wirkungsmöglichkeit mangels entsprechender Verbindungen weniger im sonstigen Reichsgebiet als in der heimischen Provinz. So kam es — und das war allerdings in mancher Hinsicht ein Nachteil —, daß Königsberg als einzige Großstadt Ostpreußens mit dem Anteil an in freier Praxis tätigen Fachärzten unter den deutschen Großstädten mit Abstand an der Spitze lag. Aber es war dafür auch eine andere, sich günstiger auswirkende Folge dieser Bedingtheit, daß nach und nach die ostpreußischen Mittelstädte und nach ihnen die Kreisstädte mit hochqualifizierten Fachärzten besetzt wurden, was wiederum die Entwicklung eines neuzeitlichen, überdurchschnittlichen Krankenhauswesens nach sich zog, und das war bei den weiten Entfernungen innerhalb der Provinz von segensreicher Bedeutung für die Bevölkerung. Es gab eine ganze Anzahl von Kreiskrankenhäusern, deren Chefärzte eine erstklassige Vollausbildung in mehreren Fächern nachweisen konnten und die nun ihrerseits Anziehungspunkte für den medizinischen Nachwuchs wurden, dessen Allgemeinausbildung sich im Laufe der Jahre durch solche Möglichkeiten immer mehr besserte.

Wesentlich und eigentümlich aber blieb der enge Konnex aller mit ihrer Fakultät, mit der man teils durch die verschiedenen fachärztlichen Gesellschaften des Ostens, teils durch sich immer mehr durchsetzende Fortbildungsveranstaltungen aller Ärzte in Zusammenhang blieb. Diese Fakultät war ein Hüter großer Tradition. Von jeher hatte sie einen besonderen Ruf und große Anziehungskraft gehabt. An Chirurgen waren beispielsweise so ziemlich alle deutschen Prominenten von internationalem Rang in der Klinik in der Langen Reine tätig gewesen. Namen wie von Eiselsberg, Garré, Lexer, Payr, Friedrich waren der älteren lebenden ostpreußischen Ärztegeneration noch ein persönlicher Begriff, obwohl jene nur verhältnismäßig kurze Zeit in Königsberg gewirkt hatten. Einstige Assistenten und Oberärzte von Kirschner, Winter, Matthes — um noch einige andere berühmt gewordene und lange Zeit an der Albertina tätige Hochschullehrer zu nennen — hatten ihrerseits große Fachabteilungen in Königsberg und in der Provinz inne und hüteten die Tradition ihrer großen Meister, die immer Wert darauf gelegt hatten, in Lehre und Forschung enge Verbindung mit allen im Lande tätigen Ärzte zu halten. Ihre Nachfolger und ihre Fachkollegen auf den Lehrstühlen bauten mit Eifer diese Verbindung weiter aus.



Professor Kirschner, gest. 30. 8. 1942

Wesentliches trug hierzu der bald hundertjährige Verein für wissenschaftliche Heilkunde bei, zu dessen Gründern Helmholtz gehört hatte und dessen langjährige Vorsitzende in den beiden letzten Dezennien, Läwen und Aßmann, keine Mühe scheuten, Forschung und praktische Erfahrung in lebendiger Wechselwirkung zu halten, ohne das Niveau des in Vorträgen, Diskussionen und Demonstrationen Gebotenen, durch den Umfang der Teilnehmerschaft je absinken zu lassen. Immer wurde die persönliche Bekanntschaft besonders gepflegt. Man lernte sich nach und nach näher kennen, wozu nicht unwesentlich auch die wehrdienstliche Beschäftigung der Zivilärzte in Krieg und Frieden beitrug, und allmählich verwischte sich fast unmerklich die Grenze, die sonst allzu leicht die Autorität von dem Arzt der Praxis und Front zu trennen pflegt.

Mag auf solchem Weg die Hochschule vorangegangen sein, mag der Impuls zu solcher Verbundenheit auch aus der Masse der Ärzteschaft heraus erfolgt sein: dieses beinahe familiäre Zusammenhalten blieb für das Verhältnis von Arzt zu Arzt in Ostpreußen bestimmend. Auch innerhalb der Berufsvertretung trat jedenfalls die Tendenz, eng zusammenzustehen und ab und an alle Sparten ärztlicher Tätigkeit trotz sonst noch so divergierender Interessen auf der gemeinsamen Ebene des Arzttums zusammenzuführen, mehr als anderswo in Erscheinung. Die gewisse Isoliertheit der Provinz und das räumlich oft weite Auseinandergezogensein der Ärzteschaft eines bestimmten Bereichs förderten ihrerseits solche Bestrebungen.

Gemeinschaftssinn und kultureller Hochstand

Man pflegte zu beruflichen Versammlungen innerhalb und außerhalb der Kreisebene auch seine Frauen mitzubringen, die doch besonders auf dem Lande einen so großen Anteil an der ärztlichen Arbeit sowohl wie an dem kulturellen Hochstand der ärztlichen Häuslichkeit hatten, und lockerte schon dadurch die nüchterne Sachlichkeit berufsständischer Gespräche wohltätig auf. Der Kollege verlernte es durch offene Aussprachen und angesichts der Erfahrung, daß in dem weiten Lande im Allgemeinen Lebensraum genug vorhanden war, in dem Nachbarn einen lästigen Konkurrenten zu sehen. Der eingesessene Arzt aber freute sich, durch den Zustrom von Kollegen aus dem Reich ebenso neue Anregungen zu bekommen wie diesen ein Mentor auf dem Wege zu Land und Leuten sein zu können. So entwickelte sich trotz aller Unrast und Einengung des beruflichen Handelns, welche die letzten Jahrzehnte auch für Ostpreußen mit sich gebracht hatten, innerhalb der Ärzteschaft ein besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl, das im Allgemeinen vorteilhaft von den mehr formalen und bürokratischen Gewohnheiten abstach, die in anderen Bezirken des Reichsgebietes üblich geworden waren, weil man dort sich untereinander persönlich kaum noch kannte.

In Notzeiten war es darum bei uns auch selbstverständlich, daß ohne besonderen obrigkeitlichen Einfluß einer für den anderen einsprang, ohne viel zu fragen, ob gerade er dafür zuständig war. Amtsärzte beteiligten sich mit Zustimmung ihrer Behörde an der ärztlichen Versorgung der Bevölkerung, wenn irgendwo Not am Mann war. Ärzte der freien Praxis stellten sich umgekehrt ihnen zum Hilfsdienst zur Verfügung, Fachärzte hielten in Landarztpraxen Konsiliarsprechstunden auf Anforderung ab, keiner aber machte die Hilfestellung von der Frage abhängig, was persönlich für ihn dabei heraussprang. Nur so konnten während der beiden großen Kriege ärgste Mißstände in der ärztlichen Versorgung der Bevölkerung vermieden werden, und es war bezeichnend, daß sowohl die aus dem Westen nach Ostpreußen versetzten Amtsärzte wie die zur Hilfsarbeit notdienstverpflichteten Kollegen aus dem Reich schnellstens von diesem Genius loci erfaßt wurden und die Eigenart dieser ärztlichen Gemeinschaftsarbeit meist als wohltuend abstechend von ihren bisher im Westen gemachten Erfahrungen empfanden.

Von den ostpreußischen Krankenhäusern bzw. ihren Chefärzten war schon die Rede. Es gab nur wenige Anstalten, die nicht modernsten Anforderungen und damit etwa dem Bilde entsprachen, das man sich im außerostpreußischen Raum von den Verhältnissen im Osten machte. Sie fielen praktisch nicht ins Gewicht und hatten nur insofern Bedeutung, als sie den in einem weitausgedehnten Raum tätigen Praktikern die Möglichkeit gaben, einen Teil ihrer Kranken klinisch zu behandeln. Die Kreiskrankenhäuser aber entsprachen vielfach so hohen Anforderungen, daß sie getrost den Vergleich mit einer anspruchsvollen Großstadtklinik aushalten konnten. Je größer war das Können und die Vielseitigkeit des Chefarztes, desto bewilligungsfreudiger war auch im Allgemeinen die durch eine großzügige Planung gesteuerte Verwaltung, so daß sogar teilweise in den Kreisstädten auch mehrere Facharztabteilungen eingerichtet und hervorragend besetzt werden konnten.

In der immer mehr anwachsenden Großstadt Königsberg aber reichten die in den meist veralteten Universitätskliniken, den städtischen Krankenanstalten und den drei großen charitativen Krankenhäusern vorhandenen Betten längst nicht mehr aus, zumal der Bettenbedarf auch durch schon erwähnten übersteigerten Facharztanteil vermehrt wurde. Die Folge davon war eine Anzahl von Privatkliniken, die zwar dem ausgeprägten Individualismus der alten Königsberger alle Ehre machten, im ganzen aber doch eine nicht gerade glückliche Lösung des Bettenproblems darstellten. Vorbildlich waren dagegen auch die der Provinzialverwaltung unterstehenden Anstalten. Auch zwischen den dort tätigen Ärzten und der Allgemeinheit der Kollegen in der Praxis bestand weitgehend ein enger persönlicher Kontakt, obwohl ihre beiderseitigen Aufgabengebiete primär weniger Berührungspunkte ergaben als bei den eigentlichen Krankenhäusern.

Will man in dieser kurzen Skizze noch Eigentümlichkeiten der ärztlichen Arbeit festhalten, die für Ostpreußen charakteristisch waren, so muß man in erster Linie der Landärzte gedenken, die auf weit vorgeschobenem Posten vielfach unter Umständen zu arbeiten hatten, wie sie durchschnittlich anderswo nicht anzutreffen waren, es sei denn auf einsamen Halliginseln oder in schwer zugänglichen Gebirgsdörfern. Man mußte schon ein ganzer Kerl sein, um sich in solchen einsamen, dem Verkehr kaum erschlossenen Gegenden wie auf den Nehrungen, in den Niederungen des Memeldeltas oder in den weiten Wäldern Masurens zu behaupten, nicht nur, was das ärztliche Können anlangt, das sich hier oft vor außergewöhnliche Anforderungen gestellt sah, sondern man mußte auch über eine besondere körperliche Leistungskraft und die Fähigkeit verfügen, die Einsamkeit ertragen zu können. Enge Verbundenheit mit einer in diesen weiten Räumen noch unverflachten Natur war in erster Linie die Korrelation eines solchen Landdoktors, eine zweite die hier noch erhalten gebliebene gewisse Souveränität ärztlichen Handelns, die sich selbst der alles nivellierenden und bürokratisierenden Sozialversicherung gegenüber behauptete.

So prägt sich manche unvergeßliche Arztpersönlichkeit, die in ihrem Bereich auch zum Mittelpunkt des kulturellen Lebens wurde, besonders wenn es die Arztfrau verstand, die Häuslichkeit mit alledem auszustatten, was in wohltätigem Gegensatz zu der Primitivität mancher äußeren Verhältnisse stand. Es war ein gutes Zeichen, daß solche Arztsitze bis in die jüngste Vergangenheit eine nicht geringe Anziehungskraft besaßen, und man innerhalb der Gesamtärzteschaft Wert darauf legte, den Arzt auf vorgeschobenem Posten bei beruflichen Zusammenkünften gebührend zu Wort kommen zu lassen.

Noch einmal sei kurz solcher Ärztetagungen gedacht, wie sie auch außerhalb der alljährlichen fachärztlichen Zusammenkünfte in den letzten Jahren zur ständigen allgemein begrüßten Einrichtung wurden. Hier kam vielleicht am Deutlichsten zum Ausdruck, wie sehr man die Notwendigkeit erkannte und schätzen lernte, alles, was Arzt war in Ostpreußen, von Zeit zu Zeit zum Zwecke der Besinnung auf das Gemeinsame dieser Aufgabe zu sammeln. Dank der besonders verständnisvollen Initiative von Mauz, dem letzten Dekan der Medizinischen Fakultät, der regelmäßig mehrere Hochschullehrer mobilisierte, gab es am Treffpunkt höchst anregende Diskussionen mit den örtlichen Krankenhausärzten, die wohlvorbereitete Demonstrationen aus ihrem Krankengut veranstalteten. An ihnen beteiligten sich ebenso sehr die Praktiker wie die Medizinalbeamten, denn alle, die irgendwie abkömmlich waren, hatten sich eingefunden. Dann wurden berufsständische Fragen auf einer Ebene erörtert, die auch die nicht unmittelbar daran interessierten Teilnehmer einmal mit diesen Problemen vertraut machte, und alles mündete zum Schluß in ein fröhliches kameradschaftliches Zusammensein, bei dem es niemand zu geben pflegte, der abseits stand.

So wuchs man zu einer ostpreußischen Arztfamilie zusammen, und die Nachkriegsjahre, in denen diese Bezeichnung im Bewußtsein des Verlorenen und Bewahrten sich allmählich zum Stichwort prägte, haben den Beweis erbracht, daß es sich um keine vorübergehende Erscheinung, sondern um eine Entwicklung handelte, die der Eigen- und Wesensart ostpreußischen Arzttums entsprach und in die auch alle die einbezogen wurden, denen mehr oder weniger freiwillig unser schönes Land zur Wahlheimat geworden ist.

Letzter Glanz

Wenn die Sonne still im Meer versinket
Und aus Westen schon sich naht die Nacht,
Daß Dein Auge lichte Schönheit trinket
Strahlt sie einmal noch in hellster Pracht.

So — will sich Dein Weg dem Ziele neigen
Eh der letzte Schimmer Dich umfängt,
Vor die tiefbewegte Seele steigen
Liebe Bilder — lichte — dicht gedrängt.

Und Du fühlt, was einst Dir ward beschieden
Holdes Glück aus längst vergangner Zeit
Froh Genügen, reinen Herzensfrieden
Und der Liebe höchste Seligkeit

Wie ein Glanz aus den entschwundnen Tagen
Grüßt das Leben Dich, eh es versank
Alles Weh vergeht, das Du getragen
Und Dein letzt Gefühl ist:
„Dank — nur Dank."

Aus der Gedichtsammlung „Letzte Blüten" von Arthur Birch-Hirschfeld, † 31. 1. 45 - Danzig.

Sanitätsrat Dr. Gessner 80 Jahre alt

Sanitätsrat Dr. Adolf Gessner, der bekannte langjährige Chefarzt des Städtischen Krankenhauses in Memel, wird am 27. Juni 80 Jahre alt. Der Jubilar, der in Goddelsheim (Waldeck) lebt, übt trotz seines hohen Alters auch heute noch seine Praxis aus.

Die Uralte / Von Margot Podlasly

So stand sie da: unendlich hoch und stark und unbeugsam, und ihr fortwährend regsames Leben klopfte durch Stamm und Geäste und gab ihren vierhundert Jahren ein weises, aber immer noch junges Gesicht. Die Uralte zeigte, daß das Alter durchaus nicht erschrecklich und häßlich sein muß; war sie doch immer noch die schönste und stattlichste im Umkreise, vor der die Menschen bewundernd verstummten und in deren Zweigen die Gefiederten hüpften und die Tag- und Nachtwinde sangen. Fest und schimmernd waren ihre angerauhten nervigen Blätter, duftig die blühenden Triebspitzen und zart und lichtgrün die dichtangesetzten Fruchtbüschel.

Im Winter aber lag auf dem viel- und hundertfältigen Gezweige der alten Ulme der dicke kristallige Schnee, der aus den russischen Ländern herangeblasen wurde. Dann ruhte sie und sammelte und überprüfte ihre vitalen Kräfte, versank wohl auch eine Zeitlang ganz und gar in einen satten Schlummer wie eine Ahnmutter, die ihre Familiendinge und Hausangelegenheiten geordnet weiß. So stark war sie, daß sie den Tod nicht fürchtete wie die Menschen, die oftmals in ihrem Schatten verweilten.

Tod und Geschehen gingen an ihr vorüber, ohne Spur, wie es schien. Sie wurzelte tief im Nährreich der Erde und atmete in der lichtverschütteten Unendlichkeit, aus der kein vernichtender Hauch sie anflog. Sie kannte nur das Drängen, das aus der Tiefe des unbewußten Seins kam, und das so klar und eindeutig emporstrebte — weiter, weiter, höher hinauf, näher der großen Sonne. Und da sie, die Uralte, die Ulme im Garten des greisen Pfarrherrn zu Steinwerder, sich allezeit eingestellt hatte auf das Höhenstreben, wuchs sie und wurde größer als Menschen und Häuser und härter und fester als diese, alt und uralt und — weise!

Einmal aber, zur Zeit des großen Krieges, hatte auch sie, die starke unbeugsame Uralte gezittert wie ein Bäumchen jenseits des Dorfes auf der moorigen Wiese. Soldaten waren in das östliche Dorf gekommen, Kriegsleute von jenseits der Grenze. Sie schlugen Holz für ihre Feuer, wo sie es fanden. Auch vor der alten Ulme schwangen sie ihre blanken Eisen. Tief und schmerzvoll waren die Wunden, aber die Beile der Fremden waren schwach und stumpf. Wie die Fremdlinge in den Stamm hieben, sah es aus, als sprangen närrische Wesen einen Riesen an. Sie sprangen und bekamen zornrote Köpfe, und als sie ihre Ohnmacht einsahen, stießen sie mit den Stiefeln wütend gegen den Stamm. Die Ulme zitterte und vertropfte ihren Lebenssaft aus blaß fleischrotem Holze, aber sie stöhnte nicht. Sie schwieg, wie sie immer geschwiegen hatte.

Bald, nachdem die Soldaten den Pfarrgarten wieder verlassen hatten, fing das Dorf an allen Ecken und Enden zu brennen an, und auch der greise Pfarrherr floh aus seinem Hause in den Garten. Unsicher tapste er zu ihr, der Uralten, lehnte sein schönes weißes Haupt gegen ihren Stamm und weinte, aber er weinte lautlos und ohne Klage, wie sie, die Ulme.

Zwei, die einander ähnelten. Zwei, die weise waren: denn alle Weisheit liegt im Schweigen und Tragen.

Und als nach jenem Tage auch die Nacht vergangen, war das Feuer tot und das Dorf in Asche gestorben, aber die Ulme lebte und reckte und streckte sich, und der Pfarrherr mühte sich um die Trümmer seines Hauses. Das Uralte ist nicht immer das Schwache!

Buchbesprechung

Walter Sperling: „Fährmann Huuk", erschienen im H. H. Nölke-Verlag, Hamburg 20.

Walter Sperling hat in dem vorliegenden Buch „Fährmann Huuk" in einer lebhaften und anschaulichen Form den bewegten Lebensweg eines echt ostpreußischen Fährmanns gezeichnet. Der Dichter läßt ihn, den Fährmann Huuk die Geschichte seines langen Lebens erzählen. Und dieser Lebensweg ist reich an bunten Abenteuern, an dörflichen Begebenheiten und auch an Enttäuschungen mannigfacher Art, die Walter Sperling geschickt und beeindruckend zu schildern versteht. Da erstehen die Menschen unserer verlorengegangenen Ostpreußen-Heimat vor uns, einer dörflichen Gemeinschaft, so wie sie waren und wie sie im Auf und Ab des Geschehens lebten: alle natürlich und echt dargestellt mit ihren Vorzügen und Schwächen.